



CHOREGIA

MÜNSTERSCHE GRIECHENLAND-
STUDIEN

HEFT 9

GRIECHENBILDER - GRIECHENLANDBILDER

HERAUSGEGEBEN VON

HORST-DIETER BLUME UND CAY LIENAU

MÜNSTER 2011

Inhalt

Vorwort	S. 2
Arn Strohmeier: „Wo bist du, Land des Homer?“ Zwischen Antikenverehrung und Rassenhochmut: Das Griechenbild der deutschen Wehrmacht während der Besatzungszeit 1941 – 1944	S. 5
Ekaterini Kepetzi: Franzosen sehen Hellas: Athenreisen und Reiseberichte aus Griechenland in den 1670er Jahren	S. 25
Gerhard Emrich: Das Griechenlandbild griechischer Dichter. Odysseas Elytis – Giorgos Seferis	S. 49
Michael Grünbart: Von Philhellenen und Hellenophagen – Jakob Philipp Fallmerayer und sein Griechenlandbild	S. 65
Regine Quack-Manoussakis: Zum dokumentarischen Wert von Fürst Pückler-Muskau's Griechenlandbericht	S. 81
Georgios Makris: Was haben die Weine und die Saucen des Nikephoros mit Diplomatie zu tun? Liutprand von Cremona in Konstantinopel	S. 93
Ribbat, Ernst: Griechenland in deutschen Gedichten	S. 104
Autoren	S. 117

Vorwort

Bilder vom Anderen gehören zu den Konstanten menschlicher Existenz. Auch ethnische Kollektive schaffen oder erfinden Fremdbilder, die meist der Sicherung des Selbstwertgefühls und des Zusammenhalts dienen. Durch diese Differenz bildet sich die eigene nationale und kulturelle Identität heraus. Das Bild vom Anderen kann positiv aber auch negativ ausfallen. Bei der Außenbetrachtung spielen gewisse Stereotype und Vorurteile eine gewichtige Rolle. Manche von ihnen bleiben, einmal gebildet, hartnäckig bestehen; sie werden von Epoche zu Epoche weitergegeben und verfälschen somit neue Wirklichkeiten.

Das Griechenbild ist seit der Antike starken Wandlungen unterworfen. Die Römer fühlten sich den Griechen politisch überlegen, kulturell aber als ihre Schuldner. Eine andersartige Perspektive bietet im Mittelalter das Bild von Byzanz im lateinischen Westen. Im 10. Jahrhundert hält sich Bischof Liutprand von Cremona in diplomatischer Mission am kaiserlichen Hof von Konstantinopel auf; seinen Misserfolg bemäntelt er gegenüber seinem Auftraggeber Kaiser Otto in einem wahrheitswidrigen Bericht über unstandesgemäße Bewirtung. Das liegt noch gut zwei Jahrhunderte vor dem Eklat des Vierten Kreuzzuges, der das Verhältnis von Byzantinern und Lateinern nachhaltig trüben sollte.

Renaissance und Humanismus erweckten das antike Hellas zu neuem Leben, doch Reisende begaben sich vor dem 18. Jahrhundert kaum nach Griechenland. Nur wenige Berichte und Bilder vermittelten damals einen Eindruck von dem Land, das durchaus anders war als man es sich aus Dichtung und Kunst erträumt hatte. Von der idealisierenden Griechenbegeisterung der deutschen Klassik zehrten noch die

Philhellenen, die den Freiheitskampf der Griechen zu Beginn des 19. Jahrhunderts begleiteten. Doch nun traten Land und Leute in helleres Licht. Ein Griechenbild, das Philhellenen und Einheimische gleichermaßen schockierte und unendliche Kontroversen auslöste, hat um 1830 der Orientalist und Historiker Jakob Philipp Fallmerayer gezeichnet; er vertrat die These, dass keine Kontinuität mehr bestehe zwischen der Antike und der Neuzeit, dass vielmehr das Hellenische im Slawischen aufgegangen sei. Die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg, die die Griechen zunächst als ‚nordische‘ Vorfahren zu vereinnahmen gedachten, propagierten sehr bald, als sie auf Widerstand und Hass stießen, ein gegensätzliches Griechenbild, für das ihnen Fallmerayers These willkommen war. In den Gedichten der zwei griechischen Literatur-Nobelpreisträger des 20. Jahrhunderts, Giorgos Seferis und Odysseas Elytis, ist der – sehr verschiedene - Blick auf die griechische Landschaft und auf das von ihr geprägte Leben der Menschen in Griechenland gerichtet, in den Gedichten von Friedrich Schiller, Wilhelm Müller und Erich Arendt der Blick deutscher Dichter auf dieses Land.

Der vorliegende Band enthält die überarbeiteten Fassungen der Vorträge, die im Februar 2010 während des 15. Griechenland-Seminars in Münster gehalten wurden. Der von uns gewählte Titel *Griechenbilder / Griechenlandbilder* hatte plötzlich ungeahnte Aktualität gewonnen: unsere Annäherungen über die Geschichte lenkten die Diskussionen und Gespräche immer wieder auch auf die gegenwärtigen Probleme Griechenlands im Rahmen der fatalen Euro-Finanzkrise und das Griechenlandbild in den Medien.

Wie in allen Jahren zuvor wurde das Seminar veranstaltet von der Arbeitsstelle Griechenland an der Westfälischen Wilhelms-Universität

Münster in Verbindung mit der Deutsch-Griechischen Gesellschaft Münster und dem Förderverein der Arbeitsstelle ‚Der Chorege‘. Wir danken Herrn Spyros Marinos für Förderung durch den Integrationsrat der Stadt Münster.

Münster, im Januar 2011

Horst-Dieter Blume und Cay Lienau

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Griechische Landschaften, Sehnsuchts- und Erinnerungsorte, Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder, Münster 2011

„Wo bist du, Land des Homer?“

Zwischen Antikenverehrung und Rassenhochmut: Das Griechenbild der deutschen Wehrmacht während der Besatzungszeit 1941 – 1944

Arn Strohmeyer, Bremen

„*Wo bist du, Land des Homer?*“ Dieser Satz ist keine literarische Fiktion, sondern der verzweifelte Ausruf deutscher Soldaten, die im besetzten Griechenland in der Zeit von 1941 bis 1944 Dienst taten. Das Zitat ist überliefert in dem Buch von Günther Müller und Fritz Scheuering „Sprung über Kreta. Ein Bild- und Kampfbericht“, erschienen noch im Krieg 1944. In voller Länge heißt das Zitat: „*Die Götter und Helden sind nicht mehr, und der Nektar, den sie aus goldenen Schalen tranken, ist Hauptausfuhrartikel geworden. Verklungen sind die Gesänge Äschylos’ und Sophokles’ – zerlumpte, bettelnde Kinder, elende Höhlen und Hütten – wo bist du, Land des Homer? Hellas! Was ist aus deinen stolzen, wehrhaften Stadtstaaten geworden! Wo ist deine Jugend, die einst im olympischen Wettstreit ihre Kräfte maß? [...] Nein, dieses Volk hat mit Hellenentum nichts mehr zu tun. Alles, was vor zweieinhalb Jahrtausenden nordisch war, ist tot. Hellas ist nicht mehr. Die Völkerstürme sind über das Land hinweggebraust und haben das nordische Wesen ausgelaugt. Händlerische Gewinnsucht und orientalische Lebensgesetze beherrschen diese Menschenrasse. Nie wieder werden erhabene Philosophie, Schönheit mit Geist gepaart und heldisches Kämpfertum auf jener, damals so kulturträchtigen Erde erstehen. Hellas und Neugriechenland – welche Gegensätze!*“¹

In diesen wenigen Sätzen hat man beinahe die ganze Ideologie zusammengefasst, die das Verhältnis der deutschen Wehrmacht zu den unterworfenen Griechen beherrschte: Hochachtung vor der Antike und Verachtung der griechischen Gegenwart und ihren Menschen. Nun

¹ Müller/Scheuering Seite 24/26, zit. n. Kerker S. 34 f.

waren natürlich nicht alle deutschen Soldaten und Offiziere Absolventen des humanistischen Gymnasiums gewesen und hatten das klassische deutsche Bildungsideal in sich aufgenommen, aber die nationalsozialistische Propaganda tat mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln das Ihre, so dass kein Militär die weltanschaulichen Fundamente des ganz besonderen Verhältnisses zwischen Deutschen und Griechen einfach nicht wahrnehmen konnte.

Um dies zu verstehen, will ich kurz auf die nationalsozialistische Geschichtsideologie eingehen, deren Schlüssel die Rassentheorie war. Die Geschichte war für die Nationalsozialisten eine Folge von Rassenkämpfen. Hitler selbst hat definiert, was darunter zu verstehen ist: *„Arische Stämme unterwerfen – häufig in wahrhaft lächerlich geringer Volkszahl – fremde Völker und entwickeln nun, angeregt durch die besonderen Lebensverhältnisse des neuen Gebietes (Fruchtbarkeit, klimatische Zustände usw.), sowie begünstigt durch die Menge der zur Verfügung stehenden Hilfskräfte an Menschen niederer Art, ihre in ihnen schlummernden geistigen und organisatorischen Fähigkeiten. Sie erschaffen in oft wenigen Jahrtausenden, ja Jahrhunderten, Kulturen, die ursprünglich vollständig die inneren Züge ihres Wesens tragen, angepasst den oben schon angedeuteten besonderen Eigenschaften des Bodens sowie der unterworfenen Menschen. Endlich aber vergehen sich die Eroberer gegen das im Anfang eingehaltene Prinzip der Reinhaltung ihres Blutes, beginnen sich mit den unterjochten Einwohnern zu vermischen und beenden damit ihr eigenes Dasein; denn dem Sündenfall im Paradies folgte noch immer die Vertreibung aus demselben.“*²

Dieses rassenbiologische Geschichtsmodell wandten die NS-Ideologen auch auf die griechische Geschichte an. Hans F.K. Günther hatte als erster ein zusammenfassendes Werk mit dem Titel „Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes“ vorgelegt, das 1929 erschien. Aber Günther, der dann der führende Rassenideologe des Hitler-Reiches wurde, hatte eine Reihe von Vorläufern, an die er anknüpfen konnte. Der britische Historiker Martin Bernal hat in seinem Buch „Schwarze Athene. Die afroasiatischen Wurzeln der griechischen Antike“ darauf hingewiesen, wie sehr die deutsche wissenschaftliche Beschäftigung mit der griechischen Antike „arisch“ orientiert war. Bernal unterscheidet zwischen zwei Denkmodellen, die man

² Zit. n. Jäckel S. 104

entwarf, um mit ihrer Hilfe die Ursprünge der antiken Kultur zu begreifen: das „antike“ und eben das „arische“ Modell. Das „antike“ Modell besagt, dass die antiken Griechen selbst ihre Kultur als Ergebnis einer Kolonisation ihres Landes durch Ägypter und Phönizier sahen. Das „arische“ Modell leugnet den semitischen, vor allem den phönizischen Einfluss völlig und leitet die Entstehung der antiken griechischen Hochkultur von Einflüssen ab, die die Zuwanderung indogermanischer Stämme aus dem Norden bewirkt hat. Diese Stämme hätten eben die Oberhand über die heimische „ägäische“ oder „prähellenische“ Kultur gewonnen. Aus dieser Mischung aus indogermanisch sprechenden Hellenen mit den ortsansässigen Untertanen sei das klassische Griechenland hervorgegangen.³ In Deutschland herrschte vom 18. Jahrhundert an das „arische“ Modell vor, wobei ein mehr oder weniger zu Tage tretender Antisemitismus oft nicht zu übersehen war.

In diesem Zusammenhang muss wenigstens eine Stimme aus dem 19. Jahrhundert erwähnt werden, die für das Verhältnis zwischen Deutschen und Griechen sowie für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Antike von großer Bedeutung war: der aus Österreich stammende Orientalist und Publizist Jakob Philipp Fallmerayer (1790 – 1861), auf den sich auch Hans F.K. Günther berief. Fallmerayer behauptete, dass es – rassisch gesehen – keine „reinen“ Hellenen mehr gebe, denn in den heutigen Griechen sei *„kein nordisches Blut mehr zu finden.“* Er behauptete außerdem, dass mit dem Aussterben der Hellenen jegliches wichtige Kulturelement verschwunden sei, insbesondere der „Sonnenflug des Geistes“. Es gab für ihn nur noch „Sprachgriechen“, denen er aber wegen des mangelnden echten und ungemischten Hellenenblutes jegliche schöpferische Kraft absprach.⁴ Die antiken Griechen seien im Mittelalter ausgestorben und durch hellenisierte Slawen und Albaner verdrängt worden, mit denen sich die Griechen vermischt hätten.

Hier konnten Rassenideologen wie Hans F.K. Günther anknüpfen und ein kanonisch gültiges rassenbiologisches Geschichtsmodell der hellenischen Geschichte und Kultur entwerfen, das auch den deutschen Besatzungssoldaten in Griechenland propagandistisch unterbreitet wurde. Dieses Modell besagte: Nordische Stämme waren schon früh in Griechenland eingewandert. Zuerst die Mykener, die das „Heldenzeitalter“

³ Bernal S. 13 ff., 641 ff.

⁴ Tzermias S. 31

der griechischen Geschichte prägten – belegt und dokumentiert in den Epen Homers, die als Belege herangezogen wurden, um die nordische Herkunft der Achaier zu beweisen. Die wurde vor allem an Rassemerkmalen festgemacht, weil viele Götter und Helden bei Homer als „hellhäutig“, „blond“, „goldhaarig“ und „blauäugig“ geschildert werden. Eher dunkelhäutig und dunkelhaarig geschilderte Götter, Helden und Menschen in Homers Epen wurden der „vorderasiatischen Rasse“ zugerechnet.⁵ Aber auch die Achaier hätten sich schließlich mit der ursprünglich dort ansässigen Bevölkerung vermischt und sich auf diese Weise „entnordet“. Dann kommt um 1100 v. Chr. ein neuer Stamm aus dem Norden nach Hellas: die Dorer; sie nehmen große Teile des Landes in Besitz. Ihre nordische Herkunft glaubten die Rassenideologen aus der griechischen Literatur und Geschichtsschreibung hinlänglich beweisen zu können. Der Einfluss dieser Einwanderung habe im Endergebnis zur Blüte der klassischen Kultur geführt, in der das nordische Ideal sich voll habe entwickeln können.

Was nur möglich gewesen sei, weil – nach den Dogmen der biologischen Anthropologie Günthers – die „nordische Rasse“ die politisch weitaus begabteste sei. Nur sie könne ordnend und gestaltend tätig sein, vom Chaos zum Kosmos und zu einer sittlichen Weltordnung hinstreben. Nur der „nordische Mensch“ sei urteilsfähig, wahrhaftig, tatkräftig – der zuallererst von Gerechtigkeit bestimmte Freie. Nur die Nordrasse könne große Staatsmänner hervorbringen. Der „Ost-,“ oder „orientalischen Rasse“, zu der die ursprünglichen Bewohner Griechenlands und ihre durch Vermischung hervorgegangenen Nachfahren gehörten, sei alles Edle fremd. Sexuelle Gier und Geld seien für diese Menschen sich berührende Begriffe. Zu ihren herausragenden Eigenschaften gehörten gehässiger Neid und körperliche Unreinheit. Politisch vertrete die Ostrasse das Gleichheitsprinzip.⁶

Vor allem das dorisch geprägte Sparta erfüllte in den Augen der Vertreter des rassenbiologischen Geschichtsmodells alle Kriterien eines „reinen Rassestaates“. Ja, Sparta habe das nationalsozialistische Staatsmodell geradezu vorweggenommen. Denn hier habe ein Wille zur „Arterhaltung“ scharfe Rassentrennung und innerhalb des Herrenvolkes ein strenges System von Zucht und Auslese bedingt. Sparta sei ein totalitärer Staat gewesen, in dem sich Gemeinschaftsethos,

⁵ Günther S. 18 ff.

⁶ Ebda. S. 36/Tzermias S. 22

Gleichheitsgrundsatz und Führerprinzip auf ideale Weise miteinander verbunden hätten. Sparta wurde als Bauernkriegerstaat gesehen, in dem eine militärische Wehrgemeinschaft auf agrarischer Grundlage ihr soldatisches Menschenideal zu verwirklichen vermocht habe.⁷

Die Projektion des politischen Ideals ging so weit, dass Propagandaminister Josef Goebbels sich bei seinem Besuch in Sparta 1936 „*wie in einer deutschen Stadt fühlte*“.⁸ Auch Athen und andere Polis-Städte wurden in diesem Sinne als Ideal und Vorbild anerkannt, weil hier der nordische Mensch im 5. Jahrhundert v. Chr. eine Hochkultur von höchster Reinheit und Schönheit geschaffen und Athen eine Reihe von großen Führerpersönlichkeiten hervorgebracht habe. Abstieg und Verfall hätten aber eingesetzt, als das Rassebewusstsein seine Kraft verloren und sich die Idee der Gleichheit – soll heißen die Demokratie – ausgebreitet, mit anderen Worten die „*Entnordung*“ eingesetzt habe. Mit den Makedoniern sei noch einmal „*nordisches Blut*“ nach Griechenland gekommen, habe aber den Untergang nicht mehr stoppen können. Höhepunkt dieses Zerfalls und Abstiegs sei dann die Zeit des Hellenismus gewesen.

Was die NS-Ideologen hier machten, war eigentlich nichts anderes als ein geschickter Kunstgriff oder Trick. Da sie an große Kulturleistungen der Germanen nicht anknüpfen konnten, musste man auf die hellenische Geschichte zurückgreifen: „*Es wurde also eine Blutsverwandtschaft zwischen Germanen und Hellenen als zweier hellenischer Stämme postuliert und dann Hellas einfach als Vorgeschichte der Deutschen präsentiert, die sich als rechtmäßige Erben der griechischen Hochkultur ansehen sollten.*“⁹

Dieser Auffassung war auch Hitler selbst, dessen tiefe Bewunderung der klassischen hellenischen Periode galt. In seinen Tischgesprächen kritisierte er die vergleichsweise bescheidenen Ausgrabungsergebnisse in germanischen Siedlungen: In derselben Zeit, in der unsere Vorfahren die Steintröge und Tonkrüge hergestellt hätten, von denen unsere Vorzeitforscher so viel Aufhebens machten, sei in Griechenland eine Akropolis gebaut worden.¹⁰ Einmal bemerkte er: „*Sehen wir auf die Griechen, die auch Germanen waren, so finden wir eine*

⁷ von Gärtringen S. 201

⁸ Fleischer, in: Kerker S. 26

⁹ Günther S.61 f.

¹⁰ Fleischer, in: Kerker S. 26

*Schönheit, die hoch über dem liegt, was wir aufzuweisen haben.*¹¹ Und er fügte hinzu: *„Wenn man uns nach unseren Vorfahren fragt, müssen wir immer wieder auf die Griechen hinweisen.“*¹² Ein anderes Mal bemerkte er: *„Der Germane musste nach einem sonnigen Klima [ziehen], um seine Fähigkeiten entwickeln zu können. In Griechenland und Italien konnte sich der germanische Geist erst entfalten.“*¹³ Er selbst bescheinigte sich eine Wahlverwandtschaft mit Perikles¹⁴ und ließ sich für den Berghof auf dem Obersalzberg ein Besteck anfertigen, das neben seinen Initialen AH und dem Reichsadler den liegenden „Mäander“ vom Parthenon in Athen trug.¹⁵

Neben der Verwandtschaft der Rassen wurde von den Ideologen und Propagandisten des NS-Systems auch eine darauf beruhende „Wesensverwandtschaft“ zwischen Hellenen und Germanen-Deutschen behauptet. Einer dieser Ideologen, Ernst Kriek, schrieb, *„dass unter allen aus dem indogermanischen Urstamm hervorgegangenen Völkern die Deutschen mit den Hellenen wohl die engste innere Berührung haben. Das auf Ganzheit und Vollendung gerichtete Lebensempfinden und der tragische Unterton im Daseinsakkord auch bei den Hellenen sind es wohl, die bei uns dieses Bewusstsein einer besonderen Wesensähnlichkeit haben entstehen lassen.“*¹⁶

Wenn die Bluts- und Wesensverwandtschaft zwischen Germanen-Deutschen und Hellenen so eng war, hatten die Ideologen des Systems auch kein Problem, die „Wiedergeburt des deutschen Volkes“ durch die nationalsozialistische Machtergreifung 1933 als „Wiedergeburt der Antike“ darzustellen, das Dritte Reich als Auferstehung der hellenischen Hochblüte auszugeben.¹⁷ Mit anderen Worten: *„Künftig diene die Vereinnahmung des alten Hellas dazu, dem Dritten Reich eine weltgeschichtliche Dimension zu verleihen, es historisch zu legitimieren und damit zu dauerhafter Herrschaftsstabilisierung beizutragen.*

¹¹ Picker S. 93

¹² Ebda. S. 85

¹³ Ebda. S. 101

¹⁴ Fleischer, in: Kerker S. 26

¹⁵ Picker S. 334

¹⁶ Kulz, Werner: Kurze Rassengeschichte des deutschen Volkes, in: Rolf L. Fahrenkrog (Hg.): Europas Geschichte als Rassenschicksal, Leipzig o. J. [1937] S. 35 f., zit. n. von Gärtringen S. 158

¹⁷ Kriek, Ernst: Unser Verhältnis zu Griechen und Römern in: Volk im Werden, Nr. 1 1933, S. 77 f., zit. n. von Gärtringen S. 158

*Das Dritte Reich wurde als Nachfolgerin von Hellas in der Rolle der geistigen Führungsmacht Europas deklariert.*¹⁸

Was sich in der Propaganda offenbar so einfach und leicht behaupten ließ, nahm sich in der Geschichtswissenschaft – auch der von den Nationalsozialisten bestimmten – sehr viel schwieriger aus. Das sei hier nur angedeutet. Denn die geschichtliche Existenz eines Volkes der Indogermanen war sehr problematisch, weil „Sprache“ nicht ohne weiteres mit „Volkstum“ und „Rasse“ gleichzusetzen waren. Selbst der Gräzist Professor Richard Harder vom Amt Rosenberg musste zugeben, dass die Auseinandersetzung der eingewanderten Griechen mit den unterworfenen Fremden ein noch lange nicht erschöpftes Grundthema der griechischen Geschichte sei. Man konnte sich hier nur auf Spekulationen stützen.

In der Propaganda gab es diese Probleme aber nicht, und in diesem Sinne beanspruchte der Nationalsozialismus auch das geistige Erbe der Klassik für sich – der hellenischen wie der deutschen. Denn auch letztere war ja eng mit dem Griechentum verbunden. Die deutsche Klassik war – so hat es der Germanist Walther Rehm definiert – *„eine sehnsüchtige Suche des neu-abendländischen Menschen nach seinem Ursprung, sein Verlangen nach der fast verlorenen Ur-Kunde der eigenen Art, nach der Heimat, die ihn einst umschloss, nach einem Glauben, der ihn bindet und hält. Unbestreitbar hat die griechische Antike dem deutschen Menschen am Ende des 18. Jahrhunderts als große Gestalt vor Augen gestanden, sie war ihm Glaube und Glaubensmacht, sie bedeutete ihm in seinen edelsten Vertretern eine Form des Absoluten, sie war ihm Rückbindung und also Religion. Denn nicht anders und nicht weniger tief muss man die gläubige Griechenlandssehnsucht der Deutschen zu fassen sich bemühen*¹⁹ – die deutsche Griechenlandssehnsucht, die etwa in Goethes Vers in der Iphigenie zum Ausdruck kommt, dass man *„das Land der Griechen mit der Seele suchen“* müsse, aber auch in Hölderlins Frage: *„Was ist es, was an die alten seligen Küsten mich fesselt, dass ich noch mehr sie liebe als mein Vaterland?“*

Aber diese Griechenlandssehnsucht, die in der deutschen Klassik zum Griechenland-Glauben wird, enthält ja auch eine ethische Aufforderung, ein ethisches Ideal, das den Menschen aufruft, zu sich selbst und

¹⁸ von Gärtringen S. 158 f.

¹⁹ Rehm S. 11

seiner ihm möglichen Vollkommenheit zu streben: „*Werde, der Du bist, gestalte deinen inneren idealischen Menschen – was aber nichts anderes heißt, als sein inneres Griechentum zu entdecken, was wiederum identisch mit erhöhtem deutschen Menschentum ist.*“ Walther Rehm schreibt, dass die deutsche Klassik in der Antike und vorrangig im Griechentum objektiv das fand, was man brauchte und sehnsüchtig wünschte: den magischen Spiegel, aus dem besonders der Deutsche seine eigene Gestalt in fremder gereinigter Form zu empfangen hoffte.²⁰

Mit der Kenntnis der klassischen Sprachen, bewandert in der altgriechischen Literatur und mit dem hohen Bildungsgut der deutschen Klassik im Tornister waren viele Soldaten und Offiziere der Wehrmacht nach Griechenland gekommen. Die nationalsozialistische Propaganda verstärkte dieses Gedankengut, indem sie es übernahm und mit ihrer Rassenlehre und ihrem Geschichtsmodell verband. Wenn die aus dem Norden stammenden Hellenen die eigentlichen Vorfahren der Deutschen waren, dann bezeugte das rassische Kontinuität, warf auch einen Schein von Größe und Legitimation auf das neue Reich der Nationalsozialisten. Und durch die Berufung auf das antike Vorbild und die Nachahmung der antiken Kunst im Baustil und in der Skulptur versuchten sie, ihren Machtanspruch auch ästhetisch zu verklären.²¹

Die Berufung auf die mykenische und klassische Blütezeit ließ sich aber auch vorzüglich erziehungspolitisch nutzen, denn aus dieser Zeit leitete die NS-Ideologie ihr „heldisches Menschenideal“ ab, das den Kampf nordischer Stämme gegen ursprünglich dort ansässige – und rassistisch aus der NS-Sicht minderwertige – Bevölkerung verklärte. Dieses „heldische Menschenideal“ wurde sowohl Schülern und Studenten wie auch den Soldaten in Griechenland gelehrt.

Das wirft nun die Frage nach dem Verhältnis der Wehrmacht zu den Neugriechen während der Besatzungszeit auf. Wenn der Bezug auf die rassistisch interpretierte Antike eine feste Größe war, musste die Beziehung zu den Neugriechen eine veränderbare Größe sein, die stark von der jeweiligen politischen und militärischen Konstellation abhing. Der Satz Fallmerayers, den Günther später übernahm, dass in den heutigen Griechen kein nordisches Blut mehr zu finden sei, galt dabei natürlich

²⁰ Ebda. S. 19

²¹ von Gärtringen S. 159

weiter, aber man musste eben auch politische und diplomatische Rücksichten nehmen und deshalb war das rassistische Dogma zunächst kaum lupenrein durchzuhalten. Anlässlich der Olympischen Spiele 1936 sprach die NS-Propaganda natürlich nicht von einer „rassistischen Kontinuität“ der Neugriechen mit den alten Hellenen, man gestand aber immerhin eine „Kontinuität des Volkstums“ zu – so etwa der „Völkische Beobachter“ am 24.7.1936.²²

Auch die Beziehungen des Hitler-Staates zur Diktatur von Ioannis Metaxas, die im Jahr der Olympischen Spiele 1936 errichtet wurde, gestalteten sich – diplomatischer Notwendigkeit folgend – eher freundlich, galt Metaxas, der an der preußischen Militärschule in Potsdam ausgebildet worden war, zudem als sehr germanophil. Er identifizierte sich voll mit den ideologischen Konzepten des Faschismus. Sein Regime, das „Dritte griechische Reich“, erfüllte viele Kriterien des Faschismus – mit einer Ausnahme: es fehlte ihm eine Massenpartei. Viele Historiker bezeichnen sein System als eine „Königsdiktatur“ (weil der König im Amt blieb) oder als „Monarchofaschismus“.²³

Aber auch die andere, auf Rassismus beruhende Einschätzung der Neugriechen hatte natürlich weiter ihre Anhänger in Deutschland. So schrieb der deutsche Gesandte in Athen, Eisenlohr, in dieser Zeit nach Berlin: *„Die antikomunistischen, faschistischen und den Nationalsozialismus nachahmenden griechischen Vereinigungen leiden alle an der Zersplitterung, der natürlichen Undiszipliniertheit des Volkscharakters, an der Neigung zum Reden und der Abneigung gegen tatkräftiges Handeln. Die Griechen sind als Volk patriotisch, aber der Gedanke des Staats und der Notwendigkeit, für den Staat Opfer zu bringen, ist ihnen fremd. Die Politik wird ganz allgemein als ein Mittel betrachtet, sich selbst zu erhöhter Geltung zu bringen oder sich materielle Vorteile zu verschaffen.“*²⁴

Mit diplomatischer Rücksichtnahme war es vorbei, als Anfang April 1941 die deutsche Wehrmacht in ihrem letzten Blitzkrieg in Griechenland einfiel und das Land in drei Wochen besetzte. Das nationalsozialistische Griechenlandbild nahm nun wieder schärfere Konturen an, wenn auch erst nach einer gewissen Schonzeit. Die griechische Armee

²² Zit. n. ebda. S. 225

²³ Richter S. 13 f.

²⁴ Zit. n. Fleischer, in: Kerker ebda. S. 27 f.

verteidigte sich tapfer gegen die Wehrmacht, sodass Hitler nach der Kapitulation in Anerkennung ihrer militärischen Leistung die gesamte griechische Armee nach Hause entließ. Im Reichstag erklärte er: *„Dem besiegten unglücklichen griechischen Volk gegenüber erfüllt uns aufrichtiges Mitleid. Es ist Opfer eines Königs und einer kleinen verblendeten Führungsschicht [geworden]. Es hat jedoch so tapfer gekämpft, dass ihm auch die Achtung seiner Feinde nicht versagt werden kann.“*²⁵ Es gibt andere Äußerungen von Hitler, die ähnlich klingen – waren sie nun aufrichtig oder nicht. So sagte er dem ungarischen Gesandten in Berlin, die Konfrontation mit Griechenland sei ein Wermutstropfen in der Freude über die großen Erfolge. Irgendwo könne man das Gefühl nicht ausschalten. Wenn Griechenland die Engländer nicht hereingelassen hätte, so hätte man es nie angegriffen.²⁶

Dementsprechend ergeht auch die Weisung aus dem Oberkommando der Wehrmacht, die griechischen Gefangenen „ausgesucht gut“ zu behandeln. Der eigentliche Feind dort seien die Engländer. Die deutsche Propaganda in Griechenland erklärte immer wieder, man sei als „Freund“ gekommen, der eben abgeschlossene Feldzug sei ein Krieg gegen England gewesen.²⁷ Die politische Absicht hinter solchen Aussagen war, die Griechen freundlich zu stimmen, weil man sie als Partner in Hitlers neuem Europa integrieren wollte.

Vom Anfang der Besatzung an bemühte sich die Wehrmacht darum, ganz im Sinne der nationalsozialistischen Geschichtsideologie bei den Soldaten Ehrfurcht vor den Denkmälern der antiken Kultur zu wecken und auf diesem Weg die griechische Antike als Ursprung der europäischen Kultur zu vermitteln. Es wurden Bücher über die Geschichte des Landes herausgegeben, Führungen für die antiken Stätten organisiert, die durch Vorträge ergänzt wurden. Der Rundfunksender für die Soldaten brachte ausführliche Berichte zu Themen der hellenischen und deutschen Klassik.

Die Wehrmacht hatte eine eigene Abteilung für „Kunstschutz“ ins Leben gerufen, die dafür sorgen sollte, dass die griechischen Altertümer durch die Besatzung keinen Schaden nehmen. Es wurden Merkblätter an die Truppe verteilt, in denen es hieß: *„Benimm dich an ehrwürdigen Stätten eines fremden Volkes wie an denen deiner Heimat. Man*

²⁵ Ebda. S. 29

²⁶ Ebda. S. 30

²⁷ Ebda.

schmiert und kratzt nicht seinen eigenen unwichtigen Namen auf die Trümmer ehrwürdiger Bauten.“ Und: „Die Ruinenstädte Griechenlands stehen unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht. Der deutsche Soldat verhält sich auch an solchen Stätten achtsam und vorsichtig, um nichts zu beschädigen.“²⁸

Die Propaganda stellt immer wieder den ideologischen Anspruch auf das geistige Erbe der Antike heraus. So hieß es in der Frontzeitung „Deutsche Nachrichten in Griechenland“ am 1. Juli 1942: *„Wir deutsche Soldaten sind nicht als Feinde in dieses Land gekommen. Auch als Fremde kamen wir nicht, denn in unseren Herzen haben die Tempel schon gestanden, bevor das Auge sie sah und griechischer Geist hat auch dem Letzten von uns sein Weltbild formen helfen, auch wenn er selbst es nicht weiß! Auf dem Weg, der von Hölderlin über Winckelmann, Schliemann und Burckhardt bis in die Forschungen der Kriegszeit reicht, sind auch die Bausteine des neuen abendländischen Geistes herangetragen worden, der unsere Zukunft prägen wird. So ist uns Nationalsozialisten durch Griechenland Aufgabe und Verpflichtung geworden, alles urgermanische Erbe fruchtbar werden zu lassen in unserer Zeit, für uns und Europa.“²⁹*

Das Verhältnis der Besatzer zu den Griechen verschlechterte sich zusehends, als die Okkupanten nach der Eroberung Kretas im Mai 1941 erstmals harte Repressionsmaßnahmen gegen die Zivilbevölkerung dort anwandten. Denn an der Verteidigung der Insel hatten neben den Briten auch Zivilisten teilgenommen. Viele deutsche Fallschirmjäger waren bei den Kämpfen getötet worden. Reichsmarschall Hermann Göring selbst befahl Vergeltungsmaßnahmen, die auch durchgeführt wurden. Zahlreiche Kreter wurden hingerichtet, andere gingen als Partisanen (Andarten) in die Berge und leisteten von dort aus Widerstand. Das war auch ein Signal für das Festland. Der Widerstand der Kreter galt als vorbildhaft und gehörte von nun an wie die deutsche Repression zum Alltag.

Ein weiteres einschneidendes Ereignis war die „Schändung“ der Hakenkreuzfahne auf der Akropolis. Die Wehrmacht hatte sie auf der antiken Stadtburg bei ihrem Einmarsch in Athen gehisst. Zwei Studenten holten sie in einer kühnen Aktion am 31. Mai 1941 herunter – eine

²⁸ Zit. n. von Gärtringen S. 136

²⁹ Ebda.

Widerstandshandlung von großer Symbolkraft. Denn als die Fahne dort aufgezogen wurde, hatte es geheißen: *„Mit dem Hakenkreuz auf der Akropolis hat Deutschland den Schutz des griechischen Ahnenerbes im neuen Europa übernommen.“*³⁰ Ein weiteres wichtiges Ereignis, das die Beziehungen zwischen Besatzern und Besetzten nachhaltig verschlechterte, war die große Hungerkatastrophe im Winter 1941/42. Die Reichsführung in Berlin weigerte sich, Hilfsmaßnahmen zu ergreifen, weil man der Meinung war, dafür sei Italien zuständig, weil es – auf deutschen Wunsch hin – den größten Teil Griechenlands besetzt hielt. Die Engländer gaben den Deutschen die Schuld, weil diese als eigentliche Besatzungsmacht nach der Haager Landkriegsordnung zur Hilfe verpflichtet seien, und taten auch nichts. Bis zu 300 000 Menschen – in Athen allein 100 000 – kamen ums Leben.³¹

Mit dem Erstarren der griechischen Widerstandsbewegung und dem wachsenden Hass, der den Deutschen wegen der Repressionsmaßnahmen entgegenschlug, verschlechterte sich das Verhältnis der Wehrmacht gegenüber der Bevölkerung, das ohnehin von Anfang an gespannt und von Vorurteilen nicht frei war. Kontakte zwischen den Soldaten und den Zivilisten, die am Anfang noch geduldet wurden, waren nun streng untersagt.

Mit dem pfleglichen Umgang mit den griechischen Altertümern war es vorbei. Zwar galten die Verhaltensregeln für die Soldaten bei Besuchen der antiken Ruinenstätten weiter, aber nun war auch Kunstraub an archäologischen Stätten – etwa durch das „Sonderkommando Griechenland“, das zum Amt von Reichsleiter Alfred Rosenberg gehörte, an der Tagesordnung. Natürlich gab man vor, nur an der Sicherung, sachgemäßen Unterbringung, Pflege und Auswertung der Objekte interessiert zu sein. Diese Aufgabe traute man den Griechen offenbar nicht zu.³²

Interessant ist, wie ein prominenter Grieche die damalige Situation beurteilt hat. Der Komponist Mikis Theodorakis, der als junger Mann im Widerstand gegen die deutschen Besatzer kämpfte, schrieb in seinen Erinnerungen: *„Als die Deutschen [...] in Griechenland einfielen, war ein großer Teil der Griechen immer noch germanophil eingestellt. Der größte Teil unserer Wissenschaftler hatte in Deutschland studiert*

³⁰ Pantel, Hans Henning: Griechenland zwischen Hammer und Amboss, Leipzig 1942, zit. n. von Gärtringen S. 146

³¹ Richter S. 21

³² Losemann S. 159

und es gab eben viele, die die Deutschen liebten. Als sie in Griechenland einfielen, waren die Verbrechen, die sie beim Einmarsch in Frankreich, Polen und sonst wo begangen hatten, für die meisten von uns noch unbekannt. Die Leute wussten nichts davon. Hitler war für sie fast so etwas wie ein ‚Sozialist‘, hinter dem das ganze deutsche Volk stand. Das allgemeine Klima war entsprechend deutschlandfreundlich und überhaupt nicht feindlich.“³³

An anderer Stelle schreibt er über die neue Situation: *„Es herrschte nun allgemein der Terror der Gestapo und der SS. Die berüchtigten Hauptquartiere der Gestapo und der SS befanden sich mitten in Athen, und jeder kannte sie; z.B. ihre Folterkammer in der ‚Odos Merlin‘ und das ‚Chaidari‘-Gefängnis der Waffen-SS. Und so wurden aus den fast fünfzig Prozent der anfangs deutschfreundlichen Griechen erbitterte Gegner dieser Deutschen. Zum Schluss war niemand mehr für sie, außer den faschistischen griechischen Kollaborateuren. Dabei hatte gerade die Tradition der deutschen Klassik ein großes Echo in Griechenland gefunden. Die griechischen Intellektuellen verehrten Goethe, Beethoven, Bach und Rilke. Deutscher Geist und deutsche Kultur hatten immer einen starken Anklang bei uns. Aber der Faschismus hat das alles über den Haufen geworfen.“³⁴*

Das Klima zwischen Besatzern und Besetzten war also völlig umgeschlagen. Was auf deutscher Seite hieß: Das rassenbiologische Verdikt wurde wieder hervorgeholt – und damit ging die offizielle deutsche Propaganda zu einer harten ideologischen Tonart über. Hans F.K. Günthers auf Fallmerayer zurückgehender Satz, dass in den heutigen Griechen kein nordisches Blut mehr zu finden sei, erlangte wieder volle Gültigkeit. In vielen Variationen tauchte er nun immer wieder in den in Griechenland erscheinenden deutschen Frontzeitungen, Büchern und Rundfunkberichten auf. Die Neugriechen wurden von nun an in übelster Weise diffamiert und verunglimpft – eben als „Untermenschen“ dargestellt. So hieß es etwa in dem schon erwähnten Buch „Sprung über Kreta“: *„Ich glaube, dass ein Grieche zehn Juden übers Ohr haut. Das Handeln und Feilschen liegt den Griechen im Blut. Von einer geregelten Arbeit wollen die meisten nichts wissen. (...) Nein, dieses Volk hat mit Hellenentum nichts mehr zu tun. (...) Wild blüht der Straßenhandel. Auf Schritt und Tritt werden wir von diesem Ge-*

³³ Theodorakis in: Kerker S. 179

³⁴ Ebda. S. 182

sindel verfolgt. (...) Über all diesem Marktgeschrei und diesem Händlergeist schaut erhaben die Akropolis in die Stadt. (...) Wie armselig ist doch dieses Krämervolk da unten! Sie verkaufen billige Massennachbildungen ererbter Kulturdenkmäler, öffnen englische und französische Zivilisation nach, weil sie selbst unfähig sind, schöpferisch zu leben. Erst deutsche Forscher und Gelehrte mussten kommen, um die große Kultur der alten Griechen der Nachwelt zu erschließen.“³⁵

Die Griechen wurden in den Frontzeitungen als „speckiges Volk mit Kulleraugen“ dargestellt, als ein „fauler, schmutziger und betrügerischer Menschenschlag“.³⁶ Der kommandierende General der 117. Jägerdivision und zugleich „Kampfkommandant Peloponnes“, General LeSuire, (der im übrigen für das Massaker von Kalavryta verantwortlich war), sprach von den Griechen, die ihm und seiner Truppe als Partisanen massiv zusetzten, von einem „Sauvolk“, das aus „Nichtstuern, Schiebern und Korrupteuren“ bestehe.³⁷ Solchen „Banditen“ und „Kommunisten“ gegenüber konnte es natürlich kein Nachsehen mehr geben. LeSuire machte seinen Truppen zur Richtschnur: *„Milde und Mitleid einem Volk gegenüber, das die Großmut des Deutschen Reiches ständig missbraucht und kommunistisches Ideengut in sich aufgenommen hat, sind falsch.“* Dieser Aussage folgte der Befehl: *„Erschießung einwandfreier Kommunisten kann in beliebiger Zahl erfolgen. (...) Flüchtet die Bevölkerung der Orte bei Annäherung der Truppe, sind die Männer auf der Flucht zu erschießen.“*³⁸ Man muss natürlich bezweifeln, ob die deutschen Soldaten bei fliehenden Menschen besonders gut unterscheiden konnten, bei wem es sich um Kommunisten handelte und bei wem nicht. Hardliner wie LeSuire konnten sich bei ihrem Vorgehen auf die NS-Rassenideologie, auf Anordnungen des Führerhauptquartiers und des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) berufen, wo man brutales Durchgreifen und *das „Abstreifen aller europäischen Hemmungen“* forderte.³⁹

Mikis Theodorakis hat in seinen Erinnerungen den Typ des deutschen Militärs beschrieben, der in Griechenland wütete, wobei er anmerkt, dass es in der Wehrmacht auch Ausnahmen gegeben habe. Etliche hät-

³⁵ Müller/Scheuering zit. n. Fleischer a. a. O. S. 34 f.

³⁶ Kreta-Ballade, in: Veste Kreta, 16.2.1943, S. 3, zit. n. von Gärtringen S. 166

³⁷ Fleischer a. a. O. S. 40

³⁸ Ebda. S. 41

³⁹ Ebda. S. 43

ten sogar die Front gewechselt und auf der Seite der Partisanen gekämpft. Er schreibt: *„Die Akropolis wimmelte von Deutschen, die mit Büchern in der Hand die Tempelanlagen besichtigten. Im antiken Theater des Herodes Attikus gab es ein Soldatenkonzert nach dem anderen. Aber dieselben Deutschen, die die Akropolis bewunderten und zu Konzerten gingen, waren andere Menschen, wenn sie von da wieder zurückkehrten. Sie waren imstande, einem Kind, das ihnen einen Kochtopf gestohlen hatte, die Arme über dem Knie zu brechen und es zu töten. Die Nazi-Ideologie hatte die Deutschen zu Schizophrenen gemacht. Sie hatten eine gespaltene Persönlichkeit, halb Mensch, halb Bestie – ein und derselbe Mensch. (...) Es gab furchtbare, unmenschliche und sadistische Verbrechen und geradezu kollektive Perversionen auf Seiten der Deutschen.“*⁴⁰

Zusammenfassend muss man sagen: Die NS-Ideologie mit ihrem rassebiologischen Geschichtsmodell, die Europa verheerte und für den Holocaust verantwortlich war, hatte auch Tod und Vernichtung über Griechenland gebracht. Die Entmenschlichung und Dämonisierung der Neugriechen als „Untermenschen“ machten die Verbrechen erst möglich, für die Namen des Schreckens wie Komneno, Distomo, Kalavryta und viele andere stehen. Dass die Nationalsozialisten auch noch den Anspruch erhoben, ein Recht zu haben, Griechenland in Besitz zu nehmen, weil sie sich als blutsmäßige und geistige Erben der antiken Hellenen fühlten, war der Gipfel der ideologischen Perversion. Der kretische Schriftsteller Nikos Kazantzakis wurde nach dem Krieg von der Regierung in Athen beauftragt, eine Liste der Kriegsschäden auf der Insel zusammenzustellen. Monatelang bereiste er Kreta, besuchte hunderte von Dörfern und alle Städte. In seinem Bericht zeigte er sich entsetzt darüber, was die Armee eines großen Kulturvolkes, das er so geliebt und von dessen großen literarischen Werken er viele ins Griechische übersetzt hatte, in seiner Heimat angerichtet hatte.

Es müssen noch einige Sätze zu einem Mann gesagt werden, der prototypisch für das steht, was hier ausgeführt worden ist: den Schriftsteller Erhart Kästner. Eigentlich ein eher introvertierter, unpolitischer, romantischer Schöngeist und der deutschen Innerlichkeit zugetan – hat er sich doch dafür hergegeben, als Propagandist der Wehrmacht in Griechenland das inhumane Weltbild der Nationalsozialisten zu ver-

⁴⁰ Theodorakis a. a. O. S. 180 f.

treten. Kästner, der eigentlich Bibliothekar war, war als Unteroffizier nach Athen gekommen und hatte sich den Generälen dort angedient, indem er sich anbot, Bücher für die Soldaten zu schreiben, damit sie das Land, seine Kultur und seine Bewohner besser verstehen könnten. Die Generäle willigten ein und Kästner durfte von nun an – befreit von militärischen Pflichten und unter der Protektion seiner höchsten Vorgesetzten – durch das Land und über die Inseln fahren und wandern, Eindrücke sammeln und Bücher schreiben. Nach dem Krieg hat er seine Bücher ideologisch gesäubert und wieder auf den Markt gebracht. Er gilt heute noch als einer der bekanntesten Griechenland-Autoren deutscher Sprache.

Das Ergebnis seiner Recherchen soll hier kurz zusammengefasst werden. Kästner, der auch NSDAP-Mitglied war, glaubte vorbehaltlos an das rassenbiologische Geschichtsbild der NS-Ideologie. Er teilte auch den Glauben, dass das alte Griechenland von nordischen Stämmen erobert und kolonisiert worden war. Daraus folgerte er dann, dass das alte Hellas zur Vorgeschichte der Deutschen gehörte, die Deutschen also die rechtmäßigen Erben der hellenischen Hochkultur seien. Damit legitimierte er auch den Überfall der Wehrmacht auf Griechenland.

Einige Beispiele: Die Achaier der mykenischen Kultur sind für ihn „Nordmänner“. Er registriert das in Tiryns und Mykene.⁴¹ Den antiken Griechen bescheinigt er eine nordische Abkunft, sie seien deshalb eigentlich Fremde in diesem Land.⁴² Diese Einwanderer müssten sich in Griechenland deshalb so wohl gefühlt haben, weil die griechische Landschaft auch so „nordische Züge“ aufweise. So muten ihm die beiden heiligsten Orte der Hellenen, Delphi und der Olymp, rein „nördlich“ an.⁴³ Er leitet davon ein besonderes Heimatrecht der Deutschen in Hellas ab. In Sparta, das Goebbels ja schon als „rein deutsche Stadt“ bezeichnet hatte, erinnert er daran, dass die Lakedaimonier – besonders ihre schönen Frauen – „groß, schlank, blond und blauäugig“ gewesen seien.⁴⁴ Und in Kreta – vor allem im gebirgigen Westteil – sah er auch überall „große, blonde und blauäugige“ Menschen, die er für reine Nachfahren der Dorer hält. Einem Sfakioten bescheinigt er germanisches Aussehen.⁴⁵

⁴¹ Kästner: Griechenland S. 198 f.

⁴² Ebda. S. 163, 220

⁴³ Ebda. S. 271

⁴⁴ Ebda. S. 242

⁴⁵ Kästner: Kreta S. 110 f.

Wenn die Deutschen wegen der Blutsverwandtschaft zwischen Germanen und Hellenen die rechtmäßigen Erben der antiken Hochkultur sind, dann muss – so ist die Schlussfolgerung Kästners – die Eroberung des Landes durch die Wehrmacht legitim sein. Für ihn ist es dann auch folgerichtig, eine mythische Identität zwischen den homerischen Kriegshelden und denen der Wehrmacht herzustellen. Absoluter Höhepunkt dieser Heroisierung und direkten Vergegenwärtigung des Mythos ist in seinem Buch „Griechenland“ die Schilderung zurückkehrender Soldaten aus Kreta, die Kästner auf einem offenen Güterzug am Fuße des Olymp sieht. Die hymnisch geschriebene Passage lautet:

„An dieser Stelle unserer Fahrt begegneten wir einem Zug, der nordwärts fuhr und auf einer Ausweichstelle der eingleisigen Strecke unser wartete. Es waren Männer von Kreta, die von dort kamen und nun einem neuen Ziel und einem neuen Kampf entgegengingen. Unser Zug schob sich langsam an der nachbarlichen Wagenreihe entlang. Auf den offenen flachen Eisenbahnwagen standen fest vertäut die Geschütze, die Kraftwagen und die Räder, von Staub überpudert und deutlicher von den überstandenen Strapazen redend als die Männer. Darauf und dazwischen saßen, standen und lagen gleichmütig die Helden des Kampfes, prachtvolle Gestalten. Sie trugen alle nur die kurze Hose, manche den Tropenhelm und blinzelten durch ihre Sonnenbrillen in den hellen Morgen. Ihre Körper waren von der griechischen Sonne kupferbraun gebrannt, ihre Haare weißblond. Das waren sie, die 'blonden Achaier' Homers, die Helden der Ilias. Wie jene stammten sie aus dem Norden, wie jene waren sie groß, hell, jung, ein Geschlecht, strahlend in der Pracht seiner Glieder. Alle waren sie da, der junge Antenor, der massige Ajax, der geschmeidige Diomedes, selbst der strahlende, blondlockige Achill. Wie anders denn sollen jene ausgesehen haben als diese hier, die gelassen ihr Heldentum trugen und ruhig und kameradschaftlich, als wäre es weiter nichts gewesen, von den Kämpfen auf Kreta erzählten, die wohl viel heldenhafter, viel kühner und bitterer waren als alle Kämpfe um Troja. Wer auf Erden hätte jemals mehr Recht gehabt, sich mit jenen zu vergleichen als die hier - die nicht daran dachten? Sie kamen vom schwersten Siege, und neuen, unbekanntenen Taten fuhren sie entgegen. Keiner von ihnen, der nicht den Kameraden, den Freund da drunten gelassen hätte. Um jeden von ihnen schwebte der Flügelschlag des Schicksals. Es wehte

homerische Luft.⁴⁶ Besser als mit dieser hymnischen Herstellung einer mythischen Beziehung zwischen Antike und Gegenwart kann man Hitlers Krieg in Griechenland wohl nicht rechtfertigen und idealisieren. Der Historiker Hagen Fleischer nannte Kästner denn auch einen „Arno Breker der Feder“.

Kästner war nur an dem idealen Griechenland der Antike interessiert – so wie es auch die NS-Ideologie mit ihrem rassistischen Hintergrund verklärte. Das reale Griechenland der Gegenwart hat ihn nur abgestoßen, ja angeekelt. In seinem Kreta-Buch schrieb er: *„Armes Griechenland! Du bist wohl nichts als die ehrwürdige Schlacke, die uns noch blieb von dem großen heiligen Feuer, das hier einstmals der Menschheit gebrannt hat.“*⁴⁷ Was er wollte und anstrebte war: *„Im neuen Griechenland das alte suchen und unter dem Kleide des neuen das Unvergänglich, Ewige“*⁴⁸ – das Schöne, Wahre und Edle. Mit anderen Worten: Er war auf der Suche nach dem Apollinischen in der griechischen Natur, den antiken Bauwerken und im Mythos. Da im Hintergrund dieser Sicht aber immer das rassenbiologische Geschichtsbild der Nazis stand, musste Kästner zwangsläufig für die Neugriechen nur tiefste Verachtung empfinden.

So bekennt er nicht nur einmal – sich auf Fallmerayer und Günther beziehend: *„Natürlich ist blutsmäßig von den alten Griechen verdammt wenig oder nichts übrig geblieben im heutigen Hellas. Es ist eine Sentimentalität, wenn man das nicht wahrhaben will.“*⁴⁹ An anderer Stelle bezeichnet er die Griechen der Gegenwart als „Levantiner“ und „Antigriechen, die mit Wasser und Seife nichts zu tun haben“⁵⁰. Er nennt sie „schwarzen Pöbel“⁵¹, „Lemuren“ und „Affengesichter“⁵². Die Kreter sind für ihn Menschen, die nichts dabei finden, permanent „zu stehlen, zu rauben und zu töten“⁵³. Nur die Hirten nahm er von solchen Urteilen aus, weil sie in der archaischen Abgeschiedenheit ihrer Berge doch noch etwas vom Blut und der Lebens-

⁴⁶ Kästner: Griechenland S. 9 f.

⁴⁷ Kästner: Kreta S. 180

⁴⁸ Kästner: private Notiz, zit. n. von Gärtringen S. 210

⁴⁹ Kästner: Griechenland S. 254

⁵⁰ Brief Kästner an Gerhard Hauptmann vom 22.7.1941, zit. n. von Gärtringen S. 236/Brief an Martin Raschke ebda.

⁵¹ Kästner, Griechische Inseln S. 206

⁵² Kästner: Griechenland S. 84 f.

⁵³ Kästner: Kreta S. 228

weise ihrer antiken Vorfahren bewahrt haben könnten.⁵⁴ Gipfel seiner zynischen Einstellung gegenüber den Griechen war seine Behauptung, dass sie selbst wegen ihrer Unfähigkeit, ihr Leben zu organisieren, an der großen Hungersnot im Winter 1941/42 schuld gewesen seien. Außerdem machte er für die Katastrophe, die die Folge politischer und militärischer Entscheidungen der Besatzer war, die Schwarzhändler verantwortlich.⁵⁵

Auch zum griechischen Widerstand hatte Kästner eine klare Position. Es waren für ihn nur „rote Banden“ die da gegen die NS-Okkupanten kämpften. Nach offiziellen Angaben, die auch von der Wehrmacht geteilt wurden, gehörten 95 Prozent der griechischen Bevölkerung zu den Gegnern der Besatzungsmacht, die auf solche Fakten aber nur mit noch größerer Härte reagierte.⁵⁶ Dass Kästner später behauptete, seine Liebe zu Griechenland stamme aus dem Kriege, bleibt unverständlich. Kästner selbst hat sein Streben nach dem Guten, Edlen, Wahren und Schönen, so wie es aus der Antike abgeleitet wurde, als einen allgemein verbindlichen klassischen Humanismus verstanden, den er sich auch in sehr schwieriger Zeit bewahren wollte. Seine Bewunderer und Verehrer sehen darin noch heute einen „*Versuch, zur Aufrechterhaltung der persönlichen Humanität des einzelnen beizutragen und seine Widerstandshaltung gegen den Zerfall aller Werte im nationalsozialistischen Krieg zu bestärken.*“⁵⁷

Erhart Kästner also ein Widerstandskämpfer? Der Gedanke ist wohl absurd. Kästner war wie so viele deutsche Soldaten und Offiziere, die als Wehrmachtssoldaten in Griechenland oder anderswo Dienst taten, aus der an der Antike und der deutschen Klassik orientierten Bildungstradition hervorgegangen. Das Humanitätsideal der antiken und der deutschen Klassik war ein hohes Gut. Aber dadurch, dass sehr viele oder sogar die meisten der deutschen Militärs bereit waren, dieses Ideal mit der nationalsozialistischen Rassenideologie zu verbinden, haben sie sich von jeder Humanität und Ethik entbunden und durch ihre Komplizenschaft mit einem verbrecherischen Regime und Teilnahme an seinen Untaten eben auch dieses Humanitätsideal verraten. Das war ihre große Schuld.

⁵⁴ Kästner: Griechenland S. 184 ff.

⁵⁵ Ebda. S. 254

⁵⁶ Fleischer in: Kerker S. 37

⁵⁷ von Gärtringen S. 250

Literatur

Bernal, Martin: Schwarze Athene. Die afroasiatischen Wurzeln der griechischen Antike. Wie das klassische Griechenland erfunden wurde, München 1987.

Fleischer, Hagen: Siegfried in Hellas. Das nationalsozialistische Griechenlandbild und die Behandlung der griechischen Zivilbevölkerung seitens der deutschen Besatzungsbehörden 1941 – 44, in: Kerker, Armin (Hg.) Hamburg 1988.

Ders.: Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941 – 44. Okkupation, Widerstand, Kollaboration, Frankfurt a.M./ New York 1986.

Gärtringen, Julia Freifrau Hiller von: „Meine Liebe zu Griechenland stammt aus dem Krieg“, Studien zum literar. Werk Erhart Kästners, Göttingen 1994.

Günther, Hans F.K.: Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes, München 1929.

Jäckel, Eberhard: Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft, Stuttgart 1981.

Kadelbach, Ulrich: Schatten ohne Mann. Die deutsche Besetzung Kretas 1941 – 1945, Mähringen 2002.

Kästner, Erhart: Griechenland. Ein Buch aus dem Kriege, Berlin 1943.

Ders.: Griechische Inseln. Aufzeichnungen aus dem Jahre 1944, Frankfurt/ Main 1975.

Ders.: Kreta, Frankfurt/ Main 1991.

Kerker, Armin (Hg.): Griechenland – Entfernungen in die Wirklichkeit. Ein Lesebuch, Hamburg 1988.

Losemann, Volker: Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933 – 1945, Hamburg 1977.

Müller, Günther/Scheuering, Fritz: Sprung über Kreta. Ein Bild- und Kampfbericht, Oldenburg 1944.

Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Berlin 1989.

Rehm, Walter: Griechentum und Goethezeit, Geschichte eines Glaubens, Bern/München 1968.

Richter, Heinz A.: Griechenland im Zweiten Weltkrieg. Eroberung – Okkupation – Kollaboration – Widerstand – Exil – Befreiung und Bürgerkrieg, in: Giebel, Karl; Richter, Heinz; Stupperich, Reinhard: Versöhnung ohne Wahrheit. Deutsche Kriegsverbrechen in Griechenland im Zweiten Weltkrieg, Mannheim 2001.

Strohmeyer, Arn: Dichter im Waffenrock. Erhart Kästner in Griechenland und auf Kreta 1941 – 1945, Mähringen 2006.

Theodorakis, Mikis: Bach...? Beethoven...? – Leben und Lieder, in: Kerker, Armin (Hg.): Griechenland – Entfernungen in die Wirklichkeit. Ein Lesebuch, Hamburg 1988.

Ders.: Die Wege des Erzengels. Autobiographie 1925 – 1949, Frankfurt/ Main, Leipzig 1995.

Tzermias, Pavlos: Kreta von Knossos bis Kazantzakis, Mähringen 2003.

Ders.: Minoische Hochkultur und nazistischer Rassenwahn; in: Tzermias 2003.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): *Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder*, Münster 2011

Franzosen sehen Hellas: Athenreisen und Reiseberichte aus Griechenland in den 1670er Jahren¹

Ekaterini Kepetzis, Köln

Im ausgehenden 17. Jahrhundert veränderte sich die Rezeption der Antike und ihrer Artefakte unter dem Einfluss der sukzessiven Ausprägung neuartiger methodischer und systematisierender Zugriffe. Um diese innovative Herangehensweise zu explizieren, werden im Folgenden Briefe, Reiseberichte sowie Bilder herangezogen, welche im Rahmen zweier, in den 1670er Jahren unternommener Reisen nach Athen entstanden sind. Dieses Material stellt sich einerseits als Schnittstelle tradierter und neuer Ordnungs- sowie Deutungskonzepte dar. Andererseits zeigt es, wie sich in diesen Jahren sowohl das Verständnis von Authentizität² als auch von „Augenzeugenschaft“³ verändert haben. Bevor im zweiten Teil dieses Beitrages die neuartigen Annäherungen an Griechenland beleuchtet werden, sind zunächst einige Vorüberlegungen zur Evolution dieser Konzepte notwendig, denn nur so werden im weiteren die zu konstatierenden Veränderungen verständlich.

¹ Dieser Text ist hervorgegangen aus einem zuerst am 12.2.2009 bei der Tagung *Lesbarkeiten. Antikerezeption zwischen Barock und Aufklärung* der Universität zu Köln gehaltenen Vortrag. Der entsprechende Aufsatz *Persönliches Erleben und neue Lesbarkeiten. Athenreisen in den 1670er Jahren* erscheint in: BOSCHUNG, Dietrich; KLEINSCHMIDT, Erich (Hg.): *Lesbarkeiten. Antikerezeption zwischen Barock und Aufklärung* (= FORUM, 6). Würzburg 2010, S. 11-36.

² Zum Konzept der „Authentizität“ vgl. KNALLER, Susanne; MÜLLER, Harro (Hg.): *Authentizität: Diskussion eines ästhetischen Begriffs*. Paderborn 2006. Dort auch weitere Literatur.

³ Zur Signifikanz der „Augenzeugenschaft“ vgl. z.B. BURKE, Peter: *Eyewitnessing. The Uses of Images as Historical Evidence*. Ithaca 2001; ders.: „Image as Evidence in Seventeenth-Century Europe“. In: *Journal of the History of Ideas* 64, 2003, 2, S. 273-296, S. 276.

Der Fokus des Interesses an der Antike lag zunächst nicht auf Griechenland: Rom und das römische Weltreich waren die maßgeblichen Paradigmata für die Formulierung der ästhetischen Normen sowie das Vorbild für die visuelle Rhetorik der westeuropäischen Machtzentren und ihrer Herren in der Frühen Neuzeit. Die in der Ewigen Stadt vorgefundenen Monumente und Kunstwerke galten als meisterhafte Modelle des Kunstschaffens schlechthin, Texte und Briefe der römischen Antike boten mustergültige *exempla* für die eigene Schriftproduktion. Die von den Auseinandersetzungen im Zeitalter der Konfessionalisierung initiierte Beschäftigung erfolgte dabei zunächst nicht unter künstlerischen Gesichtspunkten.

1. Neue Methoden der Auseinandersetzung mit der antiken Überlieferung

„Die Kenner und Autoren des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien haben den Weg des Humanismus vorbereitet Sie haben die ersten Grundsteine für die historische Betrachtung der Vergangenheit gelegt: die Quellenkritik, das heißt die Edition der antiken Texte, aber auch der systematische Rückgriff auf den Vergleich zwischen Monument und Text. ... Zum Studium der Texte kamen nach und nach die Epigraphik, die Numismatik und die historische Topographie hinzu.“⁴

Das besondere Gewicht, welches bereits auf dem im Jahre 1563 beendeten Konzil von Trient der Tradition eingeräumt worden war, resultierte vor allem im Rom zu Beginn des 17. Jahrhunderts in der beginnenden systematischen Erforschung frühchristlicher Überreste. Von den vielen in diesem Zusammenhang vorgelegten Großprojekten jener Jahrzehnte seien hier nur Cesare Baronios (1538-1607) *Annales ecclesiastici* (1588)⁵ sowie Antonio Bosios (c. 1575/1576-1629) im Jahre

⁴ SCHNAPP, Alain: Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie. Stuttgart 2009, S. 125.

⁵ Zu Baronio vgl. ZEN, Stefano: Baronio storico. Controriforma e crisi del metodo umanistico (= La ricerca umanistica, 2). Neapel 1994; BURKE 2003 (wie Anm. 3), S. 281f. Zu Borronios Umgang mit den römischen Altertümern vgl. JACKS, Philip J.: „Baronius and the Antiquities of Rome.“. In: MAIO, Romeo de; BORROMEO, Agostino; GULIA, Luigi u.a. (Hg.): Baronio e l'arte. Atti del Convegno Internazionale di Studi, Sora, 10-13 ottobre 1984 (=Fonti e studi Baroniani, 2). Sora 1985, S. 75-96. Zu dem Projekt der *Annales ecclesiastici* vgl. SCALA, Mirella: „Aspetti teo-

1632 postum erschienenenes Werk *Roma sotteranea* genannt.⁶ Durch eine „Materialdokumentation in Bild und Text“⁷ sollte demzufolge anhand greifbarer Artefakte zunächst die Wahrhaftigkeit der frühen Kirchenüberlieferung (vor allem gegenüber protestantischen Zweiflern) und damit zugleich die Legitimation der apostolischen Nachfolge belegt werden.⁸

Das für die Erstellung entsprechender Werke adaptierte Instrumentarium einer systematisierenden, historisierenden und kritischen Diskussion tradierter Artefakte und überlieferter Textquellen fußte auf den Vorgehensweisen der Paläographie. Bereits im Jahre 1437 hatte der Florentiner Humanist Lorenzo Valla (ca. 1405/07-1457) die sogenannte *Konstantinische Schenkung*⁹ als Fälschung entlarvt. Dabei handelt es sich um eine um 800 erstellte „Urkunde“, in welcher angeblich Kaiser Konstantin I. den Päpsten die Oberherrschaft über das Weströmische Reich übertragen habe.¹⁰

Die von Valla für die Aufdeckung dieser Fälschung entwickelten Untersuchungskriterien wurden an der Wende zum 17. Jahrhundert verstärkt zur Einordnung von Überlieferungen aller Art eingesetzt, die nicht länger primär einem religiösen Interesse unterworfen waren. Dabei bildeten sich die Schwellen zwischen originalen und sekundären Quellen heraus, denen folgerichtig ein unterschiedlich hoher Grad an Authentizität zugestanden wurde.¹¹ Die sich mit der Geschichte der Vergangenheit auseinandersetzen Personen machten sich die „Methoden der Textkritik“ zu eigen, „*sei es die emendatio, d.h. die Ver-*

retici della committenza negli Annales ecclesiastici di Cesare Baronio.“. In: ebd., S. 261-287.

⁶ Zu Bosio vgl. VALERI, Antonio: Cenni biografici di Antonio Bosio con documenti inediti. Rom 1900.

⁷ BICKENDORF, Gabriele: Die Historisierung der italienischen Kunstbetrachtung im 17. und 18. Jahrhundert (= Berliner Schriften zur Kunst, 11). Berlin 1998.

⁸ Vgl. dazu HERKLOTZ, Ingo: „‘Historia Sacra‘ und mittelalterliche Kunst während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Rom.“. In: MAIO; BORROMEO; GULIA 1985 (wie Anm. 5), S. 21-74; BICKENDORF 1998 (wie Anm. 7), S. 39-41, Zitat S. 74.

⁹ *Declamatio de falso credita et ementita donatione Constantini*, 1437.

¹⁰ Vgl. dazu SETZ, Wolfram: Lorenzo Vallas Schrift gegen die konstantinische Schenkung. De falso credita et ementita Constantini donatione. Zur Interpretation und Wirkungsgeschichte (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 44). Phil.Diss. Tübingen 1971. Tübingen 1975.

¹¹ MOMIGLIANO, Arnaldo: „History and the Antiquarian.“. In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 13, 1950, 3-4, S. 285-315, S. 286.

*besserung des Textes, oder die recensio, d.h. die Sichtung und der Vergleich der Handschriften.*¹² Neben diese Quellenforschung trat zunehmend die Beschäftigung mit den überlieferten Artefakten. Der Wissenschaftshistoriker Arnaldo Momigliano charakterisiert diese in den Schriften der Antiquare der Zeit zu konstatierende Tendenz wie folgt:

*„Their passion for ancient objects was the consequence of their interest in empirical observation and experiment in all fields. They distrusted literary traditions, disliked theological controversy, and had little use for ordinary political history.*¹³

Weitere Anstöße zu einer Initiierung der Textkritik wie der Realienkunde finden sich darüber hinaus in den Schriften von Nicolas Claude Fabri de Peiresc (1580-1637), welche in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts entstanden sind. In der *République des Lettres*¹⁴ hatte der in Südfrankreich lebende Gelehrte, „correspondent of everybody who was anybody“,¹⁵ die Funktion eines „Gatekeepers“¹⁶ inne und diskutierte diesbezügliche Überlegungen mit Briefpartnern im In- und Ausland. Da Schriftquellen häufig genug fehlten, sobald sich die enthusiastischen Antiquare von den etablierten Zeiträumen klassischer Antike und neuzeitlicher Geschichte entfernten, galten ihnen Grabmäler, Gemmen, Insignien, Buchmalereien und vor allem Münzen zunehmend als haptische „Belege“ der Vergangenheit.¹⁷ Peiresc beispielsweise definierte 1621 in einem Brief an den Maler Peter Paul Rubens, dass Münzen als direktem Ausdruck der Staatsmacht der höchste historische Authentizitätsanspruch zukäme. Er schreibt:

¹² SCHNAPP 2009 (wie Anm. 4), S. 143 (Hervorhebungen vom Autor).

¹³ MOMIGLIANO, Arnaldo: *The Classical Foundations of Modern Historiography*. Berkeley, Los Angeles, Oxford 1990.

¹⁴ Vgl. BOTS, Hans; WAQUET, Françoise (Hg.): *La république des lettres*. Paris 1997.

¹⁵ FREEDBERG, David: „Cassiano, Ferrari and their Drawings of Citrus Fruit.“. In: FREEDBERG, David; BALDINI, Enrico: *Citrus Fruit (The Paper Museum of Cassiano Dal Pozzo, Series B: Natural history, 1)*. London 1997, S. 45-83.

¹⁶ Vgl. zu diesem Begriff KRONINCK, David A.: „The Commerce of Letters: Networks and ‚Invisible Colleges‘ in Seventeenth- and Eighteenth-Century Europe.“. In: *The Library Quarterly* 71, 2001, 1, S. 28-43, S. 32f.

¹⁷ MOMIGLIANO 1950 (wie Anm. 11), S. 292-294. Zu Peiresc vgl. auch SCHNAPP 2009 (wie Anm. 4), S. 146-153. Als Ziel des universal interessierten Peiresc definiert Schnapp, dieser habe „einen imaginären Palast des Wissens“ errichten wollen, an dem er mittels seiner Korrespondenz arbeitete; vgl. ebd. S. 150.

„Wenn man versuchen möchte, Licht auf die Geschichte der Antike zu werfen, sind Medaillen von höchster Bedeutung, denn sie sind offizielle Zeugnisse, geprägt in offiziellem Auftrag von den bedeutendsten Prinzen...“¹⁸

Auf den ersten Blick scheint die 1634 von Jacques de Bie (1581- ca. 1650) publizierte *La France métallique*, ein Projekt, für das Peiresc zunächst als Berater fungierte, diesen Konzepten Rechnung zu tragen. De Bie plante, ausgehend von den auf Münzen und Medaillen dargestellten Porträts französischer Könige sowie der dort memorierten Ereignisse, eine Nationalgeschichte Frankreichs zu schreiben. Jedoch verfügte er kaum über nachantike Exemplare.¹⁹ So wurde das Werk mit Darstellungen von Münzen versehen, die – wie de Bie selbst in seinem Vorwort erläuterte – *hätten geprägt werden sollen*. Folgerichtig erfand er eine Vielzahl von Porträts mythischer wie historischer französischer Könige und Bilder der wichtigsten Ereignisse ihrer Herrschaft. Viele von diesen wurden in den folgenden Jahren als historische „Belege“ der frühen französischen Geschichte neuerlich abgedruckt,²⁰ so z.B. in François Eudes de Mézerays *Histoire de France* (3 Bde., 1643-1651), ein Indiz dafür, dass der Verbreitung der von Peiresc u.a. entwickelten protowissenschaftlichen Untersuchungs- und Erfassungsmethoden nicht immer der gewünschte Erfolg beschieden war.

¹⁸ Peiresc an Rubens, 23. Dezember 1621, Übersetzung zitiert nach DALY DAVIS, Margaret; DAVIS, Charles: Archäologie der Antike. Aus den Beständen der Herzog-August-Bibliothek, 1500-1700. Ausst.-Kat. Wolfenbüttel 1994, S. 60; vgl. auch S. 16.

¹⁹ Zu dem Projekt vgl. JONES, Mark: „‘Proof Stones of History’. The Status of Medals as Historical Evidence in Seventeenth-Century France.“. In: CRAWFORD, M. H.; LIGOTA, C. R.; TRAPP, J.B. (Hg.): *Medals and Coins from Budé to Mommsen*. London 1990, S. 53-72.

²⁰ Vgl. JONES 1990 (wie Anm. 19); HASKELL, Francis: *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*. München 1995, S. 46-48, S. 86f.; HERKLOTZ, Ingo: „Mittelalterliche Kunst zwischen absolutistischer Geschichtsschreibung, katholischem Reformbemühen und kunsthistoriographischem Schulenstreit. Paradigmen der Mediävistik im 17. Jahrhundert.“. In: MIDDEL-DORF-KOSEGARTEN, Antje (Hg.): *Johann Dominicus Fiorillo. Kunstgeschichte und die romantische Bewegung um 1800. Akten des Kolloquiums „Johann Dominicus Fiorillo und die Anfänge der Kunstgeschichte in Göttingen“ am kunsthistorischen Seminar und der Kunstsammlung der Universität Göttingen vom 11.-13. November 1994*. Göttingen 1997, S. 57-78, S. 63f.

Trotz dieser kuriosen Randnotiz führte die sukzessive Verbreitung des von der Paläographie wie der Epigraphik entwickelten Instrumentariums kritischer Einordnung und skeptischer²¹ Sichtung zu einem Umschwung in der Erforschung der Vergangenheit. Diesen bezeichnete Momigliano sogar als „revolution in historical method“.²² Es begann eine kritische Gegenüberstellung von Texten mit tradierten Artefakten, welche die Paradigmatik schriftlicher Quellen nachhaltig in Frage stellte. Ebenso signifikant waren die in jenen Jahrzehnten unter analogen Vorzeichen entwickelten kennerschaftlichen Verfahren zur Echtheitsbestimmung, Datierung und Zuschreibung von Kunstwerken und Monumenten, wie sie beispielsweise der Kunsthistoriker Giulio Mancini propagierte.²³ Am Beispiel mehrerer Projekte der benediktinischen Kongregation von St. Maur illustriert Gabriele Bickendorf, wie infolge des Fehlens adäquater, frühmittelalterlicher Textzeugnisse Realien der Status von Dokumenten zuerkannt wurde. Sie schreibt:

„Im Sinne des modernen Begriffs der ‚Überreste‘ wurden sie [Kunstwerke] als bildliche Quellen aufgefaßt, aus denen Erkenntnisse über die Kirchengeschichte und die allgemeine Kulturgeschichte gewonnen werden konnten.“²⁴

Damit setzte sich die im ausgehenden 16. Jahrhundert begonnene Tendenz fort, dass sich die innovativen methodischen Zugriffe insbesondere in Texten der Ordensgeschichte, der Heiligengeschichte u.ä. beobachten lassen. Dass in diesem Zusammenhang den zeitgleich publizierten philosophischen Überlegungen Spinozas, Descartes, Lockes u.a., die sich sowohl auf Rationalismus, Empirismus und Skeptizismus als auch auf eine Aufwertung der Empirie und logischen Deduktion gründen, eine wichtige Bedeutung zukommt, ist evident, kann hier jedoch nicht weitergehend ausgeführt werden.

²¹ Zum Skeptizismus als Konzept vgl. LAMBE, Patrick J.: „Critics and Sceptics in the Seventeenth-Century Republic of Letters.“. In: *The Harvard Theological Review* 81, 1988, 3, S. 271-296.

²² MOMIGLIANO 1950 (wie Anm. 11), S. 286.

²³ Vgl. dazu BICKENDORF 1998 (wie Anm. 7), S. 273-313. Ich danke Frau Dr. des. Anna Pawlak herzlich für diesen Hinweis und fruchtbare Diskussionen während der Abfassung des Textes.

²⁴ BICKENDORF 1998 (wie Anm. 7), S. 123.

2. Jacob Spon und die Antike vor 1675

Nach diesen Präliminarien zu einer Evolution protowissenschaftlicher Kriterien im 17. Jahrhundert, sowie der damit in Verbindung stehenden neuen Signifikanz historischer Artefakte und vergangener Epochen, sei im weiteren anhand zweier Beispiele gefragt, wie sich diese veränderten Rezeptionsmöglichkeiten und Interpretationskonzepte auf die Wahrnehmung Griechenlands, insbesondere Athens, und seiner antiken Relikte im 17. Jahrhundert ausgewirkt haben.

Die im Hinblick auf die Handels- und Machtzentren des frühneuzeitlichen Europas gesehen relative Abgeschlossenheit von Hellas und das fast vollständige Fehlen aktueller Informationen hatten dazu geführt, dass kaum jemand, der sich schriftlich über jene Region, geschweige denn über Athen äußerte, das Objekt seiner Überlegungen persönlich kannte. Westeuropäische Rezipienten projizierten vielmehr das in der antiken Literatur Geschilderte auf das zeitgenössische Griechenland und konstruierten in Bildern wie Texten ein arkadisches Ideal, das nicht die zeitgenössische Realität, sondern eigene ästhetische und kulturelle Normierungen reflektierte. Anders als Rom, wie anfangs erwähnt entscheidendes Paradigma einer Auseinandersetzung mit der Antike, war vor allem Athen eine *terra incognita*. Kaum etwas demonstriert diese Tatsache deutlicher als die in der Schedel'schen Weltchronik (1493) publizierte Darstellung Athens (Abb. 1): Der Betrachter sieht sich konfrontiert mit einer von einer Stadtmauer umgebenen mittelalterlichen Stadt offenkundig nordeuropäischen Zuschnitts – vielfach sind gar Fachwerkhäuser zu erkennen! Im rechten Bildteil, auf einer steilen Erhebung, erscheint eine Kombination aus Stadttor und Burg, die als Akropolis gedeutet werden muss, und offenkundig nichts mit der Realität gemein hat.

Tatsächlich war die Stadt der Pallas schon im Mittelalter zu einer unbedeutenden byzantinischen Provinz herabgesunken und stand zudem seit 1458 unter osmanischer Herrschaft.

Kaum einer der Pilger, Händler oder Diplomaten auf dem Weg nach Konstantinopel hielt sich damit auf, durch die piratenverseuchten

Gewässer des östlichen Mittelmeers nach Athen zu reisen.²⁵ Eine dieser Ausnahmen war Cyriacus von Ancona (um 1391-1455),²⁶ der um 1438 eine der ersten nachantiken Beschreibungen des Parthenon verfasste, den er auch zeichnete.²⁷ Es blieben – soweit ersichtlich – die einzigen, vor Ort erstellten Visualisierungen aus Athen bis ins 17. Jahrhundert. Der italienische Humanist Cyriacus, „... war einer der Allerersten nach Varro, der die Frage nach dem Realitätsbezug der Quellen stellte. Das Monument, die Münze und die Inschrift waren für ihn *sigilla historiarum*, die die Geschichte mit ihrem Siegel versehen, wie das bei einem Brief geschieht. Wenn die Monumente eine größere *fides* und eine größere *notitia* hatten, als die Texte, dann wurde damit die schriftliche Überlieferung entkräftet und die historische Betrachtung in ihrer seit Jahrhunderten anerkannten Form wurde nun einem gnadenlosen Prozess der Kritik unterzogen.“²⁸

Ähnlich wie die Überlegungen Fabri de Peirescs waren auch die Schriften und Zeichnungen von Cyriacus nicht veröffentlicht worden, sondern kursierten allenfalls in einzelnen Abschriften. Dementsprechend lässt sich generell feststellen, dass die wenigen Textzeugnisse, die in Athen entstanden, einzelne, zumeist unpubliziert gebliebene Briefe oder Gesandtschaftsberichte waren, die keine übergreifende Wirkung zu entfalten vermochten.²⁹ Symptomatisch klagte 1584 der

²⁵ Vgl. HAUTUMM, Wolfgang: „Zur Geschichte der Griechenland-Reisen“. In: ders. (Hg.): *Hellas: Die Wiederentdeckung des klassischen Griechenland. Reisende und Forscher des 18. und 19. Jahrhunderts erkunden Athen, Delphi, Olympia, Mykene u.a. Mit einer Geschichte der Griechenland-Reisen.* Köln 1983, S. 8-47; TSIGAKOU, Fani-Maria; DOLLINGER, Anja Sibylle: *Glanz der Ruinen: Die Wiederentdeckung Griechenlands in Gemälden des 19. Jahrhunderts.* Aus den Beständen des Benaki-Museums, Athen, und des Rheinischen Landesmuseums Bonn. Ausst.-Kat. Bonn, Rheinisches Landesmuseum, 1995-96. Köln 1995.

²⁶ Vgl. BODNAR, Edward W.; MITCHELL, Charles: „Cyriacus of Ancona's Journeys in the Propontis and Aegean, 1444–1445.“. In: *Memoirs of the American Philosophical Society* 112, 1976 (Sondernummer); CHIARLO, Carlo Roberto: „Cyriac of Ancona [Ciriaco d'Ancona; Ciriaco di Filippo de' Pizzicolli]“. In: TURNER, Jane (Hg.): *Dictionary of Art* 8, 1996, S. 369-370.

²⁷ Silberstiftzeichnung, ca. 1436-37, in Cod. Berolinensis Hamiltonianus 257, f. 85r, Berlin, Deutsche Staatsbibliothek; vgl. HAUTUMM 1983 (wie Anm. 23), S. 10; CHIARLO 1996 (wie Anm. 26), Abb. S. 370.

²⁸ SCHNAPP 2009 (wie Anm. 4), S. 125 (Hervorhebungen vom Autor).

²⁹ Zu ausländischen Besuchern in Athen im 17. Jahrhundert vgl. MILLER, William: „Greece under the Turks, 1571-1684“. In: *The English Historical Review* 19, 1904, 76, S. 646-668, S. 654f.; EISNER, Robert: *Travelers to an Antique Land: The History and Literature of Travel to Greece.* Ann Arbor 1993, S. 54-60.

berühmte Humanist Martin Crusius (1526-1607), Professor für griechische Sprache an der Universität Tübingen, in seinem Werk *Turcograecia*, in welchem er sich primär mit Konstantinopel befasste, Athen, die „berühmteste und freieste aller Städte ist versklavt und selbst ihr ruhmreicher Name ist verschwunden.“³⁰ Dies änderte sich in den 1670er Jahren.

Die – wie eingangs erläutert – in zahlreichen Publikationen des 17. Jahrhunderts zu konstatierende Signifikanz von Kunstwerken und vor allem Münzen war für viele Altertumsforscher ein Einstieg in die Beschäftigung mit der antiken und nationalen Vergangenheit. Zu diesen ist Jacob Spon (1647-85) zu zählen (Abb.2). Er wurde 1647 geboren und entstammte einer im mittleren 16.Jahrhundert aus Ulm nach Lyon gekommenen calvinistischen Familie. Während seines Medizinstudiums brachte ihm sein Kommilitone Charles Patin (1633-1693) in Straßburg die Bedeutung der Numismatik als Mittel zur Erschließung von Mittelalter und Antike nahe.³¹ 1668 besuchte Spon Patins numismatische Sammlung sowie das *Cabinet des médailles du roi* in Paris.³² Es darf vermutet werden, dass sich die beiden bei dieser und anderen Gelegenheit intensiv ausgetauscht haben über Patins *Introduction à l'histoire, par la connoissance des médailles* von 1665. In dieser Schrift hatte Patin seine Gedanken zur Bedeutung von Münzen als historischen Dokumenten sowie seine Überlegungen zu einer

³⁰ *Turcograeciae Libri octo a Martino Crusio*, in *Academia Tybingensi Graeco & Latino Professore, utraque lingua edita...* Basel 1584. Crusius Werk ist im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Informationen, die ihm insbesondere orthodoxe Geistliche aus Konstantinopel in Briefen übermittelt hatten. Zu Crusius vgl. z.B. LUDWIG, Walther: „Martin Crusius und das Studium des Griechischen in Nordeuropa“. In: *Arctos* 32, 1998, 133-48; SUCHLAND, Klaus Henning: *Das Byzanzbild des Tübinger Philhellenen Martin Crusius (1526-1607)*. Würzburg 2001.

³¹ Vgl. BAYARD, Françoise: „La vie de Jacon Spon (1647-1685)“. In: ETIENNE, Roland (Hg.): *Jacob Spon. Un humaniste lyonnais du XVII^{ème} siècle*. Paris 1993, S. 31-37, S. 31.

³² Zu Spons numismatischen Aktivitäten vgl. BARTH, Matthias: „Jacob Spon (1647 - 1685): Arzt und Altertumsforscher, Münzsammler, Münzhändler“. In: *Numismatisches Nachrichtenblatt*, 47, 1998, S. 369-376.

systematisierenden Erfassung solcher und anderer Artefakte vorgelegt.³³

Im selben Jahr, 1668, wurde Spon in Montpellier³⁴ zum Doktor der Medizin promoviert,³⁵ verlegte sich, nach Lyon zurückgekehrt, jedoch

bald auf antiquarische Studien. 1673 erschien seine *Recherche des antiquités et curiosités de la ville de Lyon*.³⁶ Bereits in dieser Pionierstudie der Lokalgeschichte³⁷ verband Spon die Erforschung von antiken und mittelalterlichen Artefakten mit Quellenkritik. Von dem traditionsreichen publizistischen Zentrum Lyon aus etablierte er ein Netzwerk internationaler Kontakte in der *République des Lettres* und korrespondierte mit Pierre Bayle, Jacques-Bénigne Bossuet u.a.³⁸

Aufgrund von Spons Verwurzelung in diesem Geflecht gleichgesinnter Geister kam er in diesen Jahren in den Besitz eines Manuskriptes des in Griechenland lebenden Jesuiten Jacques Paul Babin (? – 1699).³⁹ Der ursprüngliche Empfänger des Textes, der im Widmungsbrief als „chanoine de l’Eglise collégiale de St. Just de Lyon“ angesprochene Abbé Pécoil,⁴⁰ reichte diesen an Spon weiter,⁴¹ der sodann ein Vorwort zu Babins 1674 unter dem Titel *Relation de l’état présent de la ville d’Athènes* veröffentlichter Beschreibung Athens verfasste. Babin betont in seinem Buch die Tatsache, dass er selbst vor Ort gewesen sei und alles von ihm Beschriebene aus eigener Anschauung wiedergebe, besonders: „... *je ne say pas quel livre décrit Athenes,*

³³ Vgl. MOMIGLIANO 1950 (wie Anm. 11), S. 300, FN 1; SCHNAPPER, Antoine: *Le géant, la licorne et la tulipe. Collections et collectionneurs dans la France du XVII^{ème} siècle. Bd. 1: Histoire et histoire naturelle.* Paris 1988, S. 136; RAPAPORT, Rhoda: *When Geologists were Historians, 1665-1750.* Ithaca, NY 1997, S. 55.

³⁴ Zur empirischen Tradition der Recherche vgl. MOSSIERE, Jean-Claude: „Le voyage en Orient et le livre d’Athènes“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 209-228, S. 225.

³⁵ Zu Spons Vita vgl. BAYARD 1993 (wie Anm. 31), S. 31-37.

³⁶ ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 63.

³⁷ Zu Spon als Lokalhistoriker vgl. SANTSCHI, Catherine: „Jacob Spon et les débuts de l’archéologie régionale“. In: *Genava* 46, 1998, S. 71-79.

³⁸ Vgl. SANTSCHI 1998 (wie Anm. 37), S. 72.

³⁹ Vgl. ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 67.

⁴⁰ BABIN, Jacques-Paul: *Relation de l’état présent de la ville d’Athènes, ancienne capitale de la Grèce: bâtie depuis 3400 ans; avec un abrégé de son histoire & de ses antiquités.* Lyon 1674. Repr. 1854, S. 1.

⁴¹ Vgl. BOWIE, Theodore Robert; THIMME, Diether: *The Carrey Drawings of the Parthenon Sculptures.* London 1971, Kat. 5, S. 22.

*telle que je l'ay vüe, et l'on ne pourroit trouver cette ville, si on la cherchoit comme elle est représentée dans Pausanias, ...*⁴²

Dem so als Bericht eines Augenzeugen gekennzeichneten Text beige-fügt war eine wenige Jahre zuvor in Athen entstandene Karte.

Diese war Babin vermutlich von den seit der Jahrhundertmitte in Athen ansässigen Kapuzinermönchen überlassen worden. Sie kombiniert eine kartographische Aufsicht mit der perspektivischen Darstellung bedeutender, antiker Monumente und identifiziert mittels Beischriften in französischer Sprache das Hadrianstor, den Areopag, den in eine Moschee mit Minarett umgewandelten Parthenon u.a. Diese Karte entspricht Blättern, die seit Jahrhunderten von vielen bedeutenden Städten kursierten, und diente ihrerseits in den folgenden Jahrzehnten wiederholt als Vorlage für die Stiche in illustrierten Reiseberichten über Griechenland und Athen.⁴³ Babins „Karte“ vermittelte Interessierten erstmals einen visuellen Eindruck von einer Stadt, die zwar aus der antiken Literatur bekannt war, damals jedoch abseits üblicher Reiserouten lag.

Nachdem er Babins *Relation* herausgegeben hatte, beschloss Spon, zunächst nach Italien zu reisen, um vor Ort antike Artefakte zu studieren,⁴⁴ wohl nicht zuletzt, um das in den antiken Quellen und neueren Beschreibungen Überlieferte anhand der Artefakte vor Ort zu prüfen sowie neue Quellen zu erschließen.⁴⁵ Der verwickelte Verlauf seiner Reise, die von Oktober 1674 bis Juli 1676 dauerte, kann hier nicht detailliert ausgeführt werden, daher möchte ich nur drei Punkte hervorheben: Spon reiste zunächst von Lyon nach Aix, wo er die Manuskripte Peirescs studierte.⁴⁶ Anschließend hielt er sich in Italien auf und notierte so viele antike Inschriften wie er konnte. Unter dem Eindruck des Gesehenen entschied sich Spon, nach Griechenland und vor allem nach Athen, das er kurz vorher durch Babins Bericht bereits virtuell kennengelernt hatte, weiterzureisen, wie er im Vorwort seines 1778

⁴² BABIN 1854 (wie Anm. 40), S. 4. Hervorhebungen vom Autor.

⁴³ Vgl. dazu WHEELER, J. R.: „Coronelli's Maps of Athens.“. In: Harvard Studies in Classical Philology 7, 1896, S. 177-189.

⁴⁴ Zu der Reise vgl. MOSSIÈRE, Jean-Claude: „Le Voyage en Orient et le livre d'Athènes.“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 209-228.

⁴⁵ Dazu SANTSCHI 1998 (wie Anm. 37), S. 74.

⁴⁶ Vgl. SCHNAPPER 1988 (wie Anm. 33), S. 240; DALY DAVIS; DAVIS 1994 (wie Anm. 18), S. 35.

publizierten Reiseberichts erläutert: *„Und als ich über die reiche Ernte nachdachte, die ich in Griechenland machen könnte, wo die Reisenden bis jetzt diese Wißbegierde noch kaum entwickelt hatten, überfiel mich eine starke Lust einen Ausflug mindestens bis Athen zu unternehmen, das einst in Griechenland gewesen ist, was Rom für Italien war.“*⁴⁷

Am 20. Juni 1675 traf er in Venedig ein und lernte den nur vier Jahre jüngeren, begüterten englischen Botaniker George Wheler (1651-1724) kennen, der ebenfalls nach Griechenland reisen wollte.⁴⁸ Zur Vorbereitung erwarben Spon und Wheler eine soeben in Frankreich erschienene Athenbeschreibung, die ein gewisser Georges Guillet de Saint-George (1625-1705) unter Pseudonym verfasst hatte.⁴⁹ Der Zeitpunkt war günstig: Nach der Niederlage der Venezianer auf Kreta war nach über 25 Jahren Krieg relative Ruhe im östlichen Mittelmeerraum eingeleitet.⁵⁰ Die beiden bestiegen das Schiff des venezianischen Admirals Morosini, der 1687 die Bombardierung des Parthenons befehlen sollte, und erreichten im September 1675 Konstantinopel.

3. Die Athenreise des Marquis de Nointel, 1674

In der Hauptstadt des Osmanischen Reiches eingetroffen, suchten Spon und Wheler zunächst den Marquis Charles Marie François Olier de Nointel (1635-85) auf, zwischen 1670-1679 französischer Botschafter an der Hohen Pforte.⁵¹ Dieser war, wie die jungen Forscher, ein begeisterter Antikenliebhaber und Reisender. Von den insgesamt neun Jahren als Botschafter Frankreichs verbrachte er fünf auf Reisen,

⁴⁷ Übersetzung zitiert nach SCHNAPP 2009 (wie Anm. 4), S. 385. Vgl. SPON, Jacob: Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant. Fait aux années 1675 & 1676 par Iacob Spon, Docteur Medecin Aggrégé à Lyon & George Wheler, Gentilhomme Anglois. 3 Bde. Lyon 1678, Bd. 1, S. [3]. Das Vorwort ist nicht paginiert; Seitenzählung erfolgt von Beginn an durch die Verf.

⁴⁸ Zu Wheler vgl. RAPHAEL, Sandra: „The Reverend Sir George Wheler, 1650-1724“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 256-269.

⁴⁹ GUILLET DE SAINT-GEORGE, Georges: Athènes ancienne et nouvelle. Paris 1675. Ein Reprint der zweiten, ebenfalls 1675 erschienenen Ausgabe wurde 1976 in Paris publiziert.

⁵⁰ CONSTANTINE, David: Early Greek Travellers and the Hellenic Ideal. Cambridge 1984, S. 10.

⁵¹ VANDAL, Albert: L'Odyssée d'un ambassadeur. Les voyages du Marquis de Nointel (1670-1680). Paris 1900, S. VII.

stets begleitet von Künstlern, die alles dokumentierten, was die Entourage sah.

Spon reagierte enthusiastisch auf die antiken Reliefs sowie auf die Hunderte von Zeichnungen, die der Botschafter ihm und Wheler zeigen ließ.⁵² Es handelte sich nicht nur um Momentaufnahmen aus Konstantinopel, von denen einige später im Nachlass Charles LeBrun's gefunden wurden,⁵³ sondern auch um über hundert Blätter mit Ansichten Athens und seiner antiken Monumente. Aus Italien waren derartige Zeichnungen, z.T. sogar in umfassenden Codices wie dem *Codex Coburgensis*,⁵⁴ seit Jahrhunderten verbürgt. Was Athen betraf, handelte es sich jedoch um die ersten „authentischen“ Bilder. Entsprechend begeistert fallen Spon's Bemerkungen in seinem späteren Reisebericht aus: „*Herr Marquis de Nointel, Botschafter Frankreichs an der Pforte, der höchst interessiert ist, kann eines Tages diese Reliefs bestimmen lassen.... Wir haben dort ca. 30 antike Marmor[steine] oder Inschriften, die er aus Athen oder vom Archipel mitgebracht hat, gesehen. ... Er hat uns erlaubt, davon zu kopieren was wir wollten. Es gibt eine große Anzahl von Medaillen, unter ihnen einige einzigartige & 400 Zeichnungen von Flachreliefs, Bauwerken und Landschaften, die er auf all seinen Reisen in Griechenland & der Türkei hat anfertigen lassen. Es gibt wenige Personen auf der Welt, die diese Art von Ansehen haben, in einem Land das der Malerei so feindlich gegenüber ist; aber es waren immer zwei Janitscharen an der Seite seines Malers, wenn er etwas zeichnete. Er brauchte zwei Wochen, um nur die Flachreliefs & die Fassade des Minervatempels von Athen zu kopieren.*“⁵⁵

Der heutige Wert der Blätter, die im Dezember 1674 anlässlich des Athenbesuchs des Marquis entstanden waren, liegt vor allem darin,

⁵² Vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), S. 11; MOSSIERE, Jean-Claude: „Le voyage en Orient et le livre d'Athènes“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 209-228, S. 215; BARTH 1998 (wie Anm. 32), S. 370.

⁵³ APOSTOLOU, Irini: „Jacques Carrey, 1649-1726, et ses dessins orientaux: un artiste troyen au service de l'ambassadeur de France a la Sublime Porte“. In: Bulletin de la Société de l'Histoire de l'Art Français, 2001, S. 63-87, S. 63.

⁵⁴ Vgl. dazu WREDE, Henning (Hg.): Der Codex Coburgensis. Das erste systematische Archäologiebuch. Römische Antiken-Nachzeichnungen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (Kataloge der Kunstsammlungen der Veste Coburg, 47). Ausst.-Kat. Kunstsammlungen der Veste Coburg 1986. Coburg 1986.

⁵⁵ SPON 1678 (wie Anm. 47), Bd. 1, S. 263. Ich danke Frau Dipl.-Bibl. Denise Digrell herzlich für die Übersetzung.

dass sie die einzigen naturalistischen Bilder vor der Bombardierung des Tempels sind und ganz oder teilweise zerstörte Teile des Bauwerks überliefern. Die Wahrhaftigkeit ihrer Wiedergabe zeigen die akribischen Gegenüberstellungen der Zeichnungen mit entsprechenden Teilen des Frieses von der Südseite des Parthenons wie sie Bowie und Thimme in ihrer Publikation unternommen haben.⁵⁶ Die Arbeitsbedingungen des Zeichners waren denkbar schwierig: Er dokumentierte in nur zwei Wochen die in über 20 Meter Höhe befindlichen Friese und Metopen vom Boden aus und vermochte beim Zeichnen die durch diese Untersicht hervorgerufenen perspektivischen Verzerrungen weitgehend zu tilgen.⁵⁷ Der Künstler, obschon in keinem der erhaltenen zeitgenössischen Texte namentlich genannt, wird nach einer Quelle des mittleren 18. Jahrhunderts gemeinhin als Jacques Carrey (1649-1726) aus Troyes identifiziert, ein Schüler des *peintre du roi* Charles LeBrun.⁵⁸

Nointel, der in jungen Jahren Rom besucht hatte und vom Antikenfieber gepackt worden war,⁵⁹ schrieb unter dem 17. Dezember 1674 einen langen Brief nach Paris an seinen Dienstherrn Simon Arnauld de Pomponne (1618-1699). Das umfangreiche Schreiben enthält Berichte über Handel, Bewaffnung und Festungsanlagen in der gesamten Region. Es spiegelt die dreifache Funktion von Gesandtschaftsbericht, Übermittlung nachrichtendienstlicher Informationen sowie Beschreibung der jeweiligen Antiken, die bis ins 19. Jahrhundert hinein zum

⁵⁶ Vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41). Zur Provenienz der Zeichnungen vgl. ebd. S. 3.

⁵⁷ Spon schreibt dazu wenige Jahre später: „Monsieur le Marquis de Nointel fit tout dessigner lorsqu’il passa à Athenes. Son peintre y travailla deux mois, & faillit à s’y crever les yeux, parce qu’il falloit tout tirer de bas en haut, sans échafaut.“; vgl. SPON 1678 (wie Anm. 47), Bd. 2, S. 148.

⁵⁸ Zu Carrey vgl. VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 280-283; BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41); NICHOLS, Thomas: „Carrey, Jacques“. In: Dictionary of Art 5, S. 876. Dieser Identifikation ist jüngst in Frage gestellt worden von RYCKE, Jean-Pierre de: „Arnauld de Vuez, auteur des dessins du Parthénon attribués à Carrey“. In: Bulletin de correspondance hellénique 131, 2007, S. 721-753. Der Maler Arnauld de Vuez (1644-1720) befand sich in der fraglichen Zeit anscheinend ebenfalls in der Entourage des Marquis. Da er wie Carrey ein Schüler LeBruns gewesen ist, ähnelt auch sein Stil dem gemeinsamen Lehrer, so dass eine eindeutige Entscheidung nur schwer zu treffen ist. Im Weiteren wird daher die tradierte Identifikation beibehalten.

⁵⁹ VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 49, 164f.

Standard solcher diplomatischer Schreiben gehörten.⁶⁰ Nointel äußerte sich darin auch ausführlich zu den Antiken Athens und den Zeichnungen, die er von diesen anfertigen ließ:

„... man kann über die Kunstwerke, welche auf der Festung, dem Tempel der Minerva, zu sehen sind, sagen, dass sie alles an den schönsten Relieifarbeiten und Statuen Roms übertreffen; ich betrat die Schatzkammer, wo diese Wunderwerke aufbewahrt werden, zum ersten Mal in allem Pomp und unter dem Salut der Kanonen, und seitdem bin ich noch vier oder fünf Mal inkognito dorthin zurückgekehrt, um besser die schönen Zeichnungen bewundern und sehen zu können, welche mein Zeichner nach der Natur angefertigt hat. In hohem und niedrigem Relief gegeben, handelt es sich um Männer und Frauen und um Zentauren, um die Kämpfe und Siege zwischen diesen, um Triumphe, Opferungen. Und wenn es mir möglich wäre, das vielfältige Durcheinander auszudrücken, das so wohlgeordnet ist, und die so lebendige Disposition und den Ausdruck so vieler unterschiedlicher Leidenschaften, die Eindruck auf meinen Geist gemacht haben, würde ich dies mit Freuden tun...“⁶¹

Nointels Formulierungen reflektieren nicht allein sein Interesse an der antiken Kunst und seine Bewunderung für die – nach den Maximem barocker Ästhetik höchst außergewöhnlichen – Parthenonreliefs. Seine Bemerkungen spiegeln darüber hinaus seine Vertrautheit mit den entsprechenden ästhetischen Reflektionen seiner Zeit, da sie sich eng an den kunsttheoretischen Diskursen der Frühen Neuzeit orientieren. Der Marquis rekurrierte auf das vor allem in der italienischen Kunsttheorie von Alberti und Vasari formulierte und sodann in Frankreich

⁶⁰ Vgl. dazu GREENHALGH, Michael: „French Military Reconnaissance in the Ottoman Empire during the Eighteenth and Nineteenth Centuries as a Source for our Knowledge of Ancient Monuments“. In: *The Journal of Military History* 66, 2002, 2, S. 359-388, S. 360, S. 366. Der Marquis hatte sein ganzes diplomatisches Geschick eingesetzt, um die Erlaubnis für die zeichnerische Dokumentation zu erhalten, da sich auf der Akropolis die türkische Garnison und das Pulverlager befanden, welches Morosini dreizehn Jahre später zur Explosion brachte. Nur umfangreiche Geschenke an den Aga hatten Nointel das Betreten des Tempels ermöglicht; vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), S. 7. In dem oben zitierten Bericht Spons ist zudem überliefert, dass der Zeichner des Marquis unter ständiger Bewachung durch die Osmanen stand.

⁶¹ VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 351 (Übersetzung: EK). Vandal druckt das gesamte Schreiben auf den Seiten 330-353 ab. Zu diesem Brief vgl. auch BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), S. 4.

von LeBrun und Félibien adaptierte Spektrum höchster Kunstwerte wie Vielfältigkeit, Visualisierung von Passionen, Disposition der Figuren, etc. Er überträgt damit die zeitgleich an der Pariser Kunstakademie im Zusammenhang mit der römischen Antike und der Kunst der Hochrenaissance diskutierten Termini erstmals mit dieser Emphase auf die Kunst der griechischen Antike und schließt mit dem fast topischen „non so chè“ höchster Bewunderung.

Im vorliegenden Zusammenhang ist es darüber hinaus signifikant, dass Nointel besonders die Naturnähe und demzufolge die Authentizität der Zeichnungen hervorhebt, auf die er offenbar gesteigerten Wert gelegt hatte. Er schreibt an Pomponne: „...*ich überzeugte mich davon, dass sie [Carreys Zeichnungen] noch besser aufgenommen werden, da sie sich außer durch ihre Genauigkeit auch noch durch ihre Seltenheit empfehlen, die sie einzigartig macht.*“⁶² Die Akkuratessse zeigt sich z.B. darin, dass sämtliche Fehl- und Bruchstellen der Reliefs akribisch festgehalten sind. Der „dokumentarische“ Charakter der Blätter beschränkt sich nicht auf den Darstellungsmodus: Nointels Sekretär, Antoine Galland (1646-1715),⁶³ später der erste Übersetzer der Geschichten von *Tausendundeiner Nacht* ins Französische, versah einige Zeichnungen mit Beischriften, welche die dargestellten Antiken identifizieren und ihren Zustand kommentieren.⁶⁴ Auch der Marquis selbst studierte die antiken Relikte und hielt die Akropolis in seiner Ausgabe des Pausanias zeichnerisch fest;⁶⁵ er stellte somit seine eigene Anschauung der textuellen Überlieferung direkt gegenüber.⁶⁶

Dokumentarische Erinnerung ist auch das Movens, welches Nointel dazu bewog, Carrey die markantesten Ereignisse seiner Botschafterzeit in großformatigen Gemälden festhalten zu lassen. Es handelt sich

⁶² VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 351. (Übersetzung: Denise Digrell). Vgl. auch BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), FN 58, S. 16.

⁶³ Zu Gallands erhaltenen Aufzeichnungen und seinem Aufenthalt im Osmanischen Reich vgl. COUVREUR, Manuel; VIVIERS, Didiers: „Jacob Spon, a travers un manuscrit inédit de la Bibliothèque Royale de Belgique.“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 247-256. Zu Galland vgl. auch VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 48f.

⁶⁴ Vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), S. 11.

⁶⁵ 14 x 30 cm; Federzeichnung, Paris, Bibliothèque Nationale; vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), Kat. 6, S. 22.

⁶⁶ Hier zeigt sich erneut das im Verlauf des 17. Jahrhunderts etablierte wissenschaftliche Herangehen an die Relikte der Vergangenheit und deren kritische Gegenüberstellung mit schriftlichen Zeugnissen.

um insgesamt acht Leinwände, heute weitgehend verloren oder unzugänglich in Privatbesitz. Diese Bilder waren ursprünglich für Nointels Residenz in Konstantinopel vorgesehen und hingen wohl auch bis zu seiner Abberufung 1679 dort.⁶⁷

Unter diesen Bildern findet sich eine Darstellung des offiziellen Empfangs des Marquis in Athen (Abb. 4).⁶⁸

Nointel und seine Begleiter⁶⁹ erscheinen vor dem Panorama des modernen, von einer Stadtmauer umgebenen Athens und des Akropolis-hügels im Hintergrund. Sie werden empfangen von osmanischen und griechischen Würdenträgern sowie von Vertretern der in Athen ansässigen Kapuzinermönche. Rechts sind einige orientalisch gewandete Frauen und ein Kind zu sehen, welche die ungewohnte Prozession beobachten. Im rechten Mittelgrund weitere Osmanen, teils zu Pferde.

Der Marquis wendet sich dem Betrachter zu (Abb.5). Die Rechte stützt er in imperialem Gestus auf einen Stock. Er ist der einzige unter den Europäern, der, wohl als Insignie seines Status, noch seinen Hut trägt. Nointel berichtet von dem hier Gezeigten in dem oben erwähnten Brief an Pomponne. Er beschreibt darin wie er von Piräus aus nach Athen zog, eskortiert von Kavallerie und türkischen Offizieren sowie *„... begleitet von meinen Würdenträgern, und anderen gekleidet nach griechischer Mode, gefolgt von dem französischen und dem englischen Botschafter und fünfzig Kavalieren. ... Dies dauerte eineinhalb*

⁶⁷ Vgl. APOSTOLOU 2001 (wie Anm. 53), S. 77. Nointel beschreibt die vorgesehenen Sujets unter dem 6. Juni 1675 in einem weiteren Brief an Pomponne; vgl. VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 193.

⁶⁸ Eine erste Erwähnung des Bildes im Schloss von Bercy bei Paris in DULAURE, Jacques Antoine: Nouvelle Description des environs de Paris. Paris 1758, 37f. Vgl. auch VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 193-195, S. 267-271. Die umfangreichste Besprechung des Gemäldes erfolgt bei HOMOLLE, Théophile: „Vue d’Athènes en 1674.“. In: Bulletin de Correspondance Hellénique 18, 1894, 1, S. 509-528.

⁶⁹ In der Entourage darf man sicher Nointels Sekretär Galland vermuten, ebenso Cornelio Magno, der retrospektiv ebenfalls einen Bericht über die Reise anfertigte, beider Anwesenheit ist durch mehrere Schriften belegt; vgl. VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 116; DALY DAVIS; DAVIS 1994 (wie Anm. 18), S. 35. Homolle gibt leider nicht an, nach welchen Kriterien er seine Identifikationen dieser und anderer Anwesender auf dem Gemälde ableitet, so dass hier eine genauere Kennzeichnung der Begleiter des Marquis unterbleibt; vgl. dazu HOMOLLE 1894 (wie Anm. 68), S. 514. Auch der Abbé Pecoil, an den Babin seine Athenbeschreibung schickte, gehörte zeitweilig zu der Gruppe um Nointel; vgl. CONSTANTINE 1984 (wie Anm. 50), S. 15.

*Stunden, während wir eine Ebene durchquerten und einen Olivenhain, und das französische sowie das rote Banner entfaltet wurden. Beim Tempel des Theseus lernte ich die wichtigsten Athener Würdenträger kennen, kirchliche wie säkulare, in Zeremonialkleidung, die mir ihre Reverenz erwiesen...*⁷⁰

Dieser Bericht unterstreicht neuerlich die fast pedantische Art des Marquis, jedes Detail zu dokumentieren. Bowie und Thimme charakterisieren die Persönlichkeit des Marquis wie folgt: „... *his dispatches and letters were written on the spot, with evident care and attention to detail by a man remarkable for his insistence on factual accuracy and documentation, sometimes bordering on the pedantic.*“⁷¹ Dieser Tendenz gehorcht auch das Gemälde, welches (wahrscheinlich anhand der vor Ort erstellten topographischen Blätter Carreys) retrospektiv in Konstantinopel gemalt wurde.

Die Ansicht, die einen Standpunkt auf dem Lykavittos-Hügel vermuten lässt, ist die erste authentische Darstellung des zeitgenössischen Athens.⁷² In Hinblick auf Komposition und Funktion folgte der Maler jedoch etablierten Pfaden: Gezeigt wird gewissermaßen eine *entrée solennelle*. Eine entsprechende friesartige Prozession widmete Carrey auch dem Einzug des Sultans in Konstantinopel, hier allerdings ohne Stadtpanorama.⁷³ Der Maler orientierte sich vor allem an Kompositionsschemata seines Lehrers Charles LeBrun, in dessen Historien sich wiederholt triumphale Einzüge finden,⁷⁴ auch die Figurengestaltung und Gestik einzelner Personen fußt auf Darstellungen des *premier peintre du roi*.⁷⁵ Ebenso *en vogue* war in jenen Jahren im Umkreis der

⁷⁰ VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 350f. (Übersetzung: EK)

⁷¹ BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), S. 7. Ähnlich bereits VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. VIII.

⁷² So ist immer wieder darauf aufmerksam gemacht worden, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit im linken Teil der Stadtansicht der damalige erzbischöfliche Palast neben der Kirche des Hl. Dionysios zu sehen sei; vgl. BODNAR, Edward W.; TRAVLOS, John; FRANTZ, Alison: „The Church of St. Dionysios the Areopagite and the Palace of the Archbishop of Athens in the 16th Century“. In: *Hesperia* 34, 1965, 3, S. 157-202, S. 183, S. 189.

⁷³ Vgl. dazu APOSTOLOU 2001 (wie Anm. 53).

⁷⁴ Ein markantes Beispiel ist *Der Triumph Alexanders des Großen* (1665; 450 x 707 cm; Paris, Louvre), mit dem fiktiven Panorama der Stadt Babylon im Hintergrund.

⁷⁵ Vgl. z.B. die Figur Alexanders in dem Gemälde *Die Familie des Darius vor Alexander*; ca. 1660; 164 x 260 cm; Musée du Château, Versailles. In Hinblick auf die Positionierung der Figuren im Bildvordergrund sowie die Funktion des Werkes, ein

Pariser Akademie die Wiedergabe einer Menschenmenge vor dem Panorama einer naturalistisch exakt wiedergegebenen Topographie. Wie Adam Frans van der Meulen in seinem Gemälde der *Kapitulation von Cambrai*,⁷⁶ zeigte Carrey den Besuch des Marquis als visuelle Inbesitznahme des Terrains. Dieser Darstellungsmodus hatte sich besonders in der flämischen Malerei des frühen 17. Jahrhunderts herausgebildet.⁷⁷

Das innovative Moment in Carreys Gemälde ist, dass er der Entourage des Botschafters und ihrem Empfangskomitee sowie dem Stadtpanorama gleich hohe Aufmerksamkeit widmete und letzteres nicht vedutenhaft in den Hintergrund rückte. Es steht zu vermuten, dass diese Tatsache der besonderen Bedeutung des Ortes geschuldet ist sowie dem Faktum, dass der Marquis einer der ersten westeuropäischen Würdenträger war, der Athen offiziell besuchte. Es handelt sich gewissermaßen um den in diesem monumentalen Bild niedergelegten Beweis eines „Nointel fuit hic“ und damit nicht nur um ein „document archéologique et topographique d’une très sérieuse importance“.⁷⁸

Als Leitkategorie der Herrschaft Ludwigs XIV. ließ Nointel in und mit diesem Gemälde den Ruhm seiner Botschafterzeit und damit zugleich den Ruhm Frankreichs ins Bild setzen.⁷⁹ Nointels oben zitierte, minutiöse Schilderung seines Empfangs als Botschafter Frankreichs in Athen unterstreicht die Bedeutung, welche in jenen Jahrzehnten gerade von französischer Seite Fragen des Protokolls und der *préséance* in der Diplomatie zugestanden wurde.⁸⁰ Das hier verhandelte Gemälde

für den Auftraggeber bedeutendes historisches Ereignis zu memorieren, lässt sich Carreys Werk sehr gut mit den von LeBrun für die Serie *L’Histoire du Roi* erstellten Kartons vergleichen.

⁷⁶ 1677; Öl/Lw.; 61 x 70 cm; Privatsammlung. Van der Meulen war bei dem historischen Moment der Kapitulation am 18 April 1677 persönlich anwesend, so dass seinem Gemälde ebenfalls „dokumentarischer“ Charakter zukam.

⁷⁷ Ich verweise hier lediglich auf Jan Brueghels Darstellung *Die Erzherzöge der Niederlande vor dem Palast von Mariemont*, um 1611; 135 cm x 127 cm; Madrid, Museo del Prado.

⁷⁸ HOMOLLE 1894 (wie Anm. 68), S. 518.

⁷⁹ Zur Verbindung des Konzepts der „*gloire*“ mit künstlerischen Repräsentationen vgl. ERBEN, Dietrich: Paris und Rom. Die staatlich gelenkten Kunstbeziehungen unter Ludwig XIV. (= Studien aus dem Warburg-Haus, 9). Berlin 2004, S. 295.

⁸⁰ Vgl. dazu ERBEN 2004 (wie Anm. 79), S. 303f.

ist als visuelles Äquivalent zu der abgehaltenen Empfangszeremonie wie deren schriftlicher Niederlegung durch den Botschafter zu lesen.⁸¹

4. Jacob Spons Bericht über seine Athenreise

Ein knappes Jahr später betraten Spon und Wheler Athen. Ihre Lektüre waren der bereits erwähnte Reisebericht Guillets und antike Autoren. Spon setzte sich vor dem Hintergrund eigener Anschauung vor allem mit letzteren kritisch auseinander. Vor wenigen Jahrzehnten noch unwidersprochen als ehrwürdige Quellen akzeptiert, wurden diese nun an der Realität gemessen und in zahlreichen Punkten widerlegt. Spon kehrte im Juli 1676 nach Lyon zurück; bei sich hatte er mehr als „600 Münzen, 50 Manuskripte“ sowie „2000 Abschriften meist lateinischer, aber auch griechischer Steininschriften“.⁸²

Seine *Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant*, ein über 1200 Seiten starker Reisebericht in drei Bänden,⁸³ erschien 1678. Der Athenbesuch nimmt ca. ein Drittel des zweiten Bandes ein. Spon beschreibt die Reiseetappen, orthodoxe Riten, die Lebensgewohnheiten von Griechen und Osmanen, vor allem anderen jedoch antike Artefakte. Monumente, Skulpturen, Reliefs, Sarkophage, Inschriften werden aufgenommen und z.T. vermessen, ihr Erhaltungszustand und der jeweilige Fundort werden akribisch kommentiert. Zu letzteren schreibt Spon: „Ich habe sie so exakt und getreu wie möglich wiedergegeben...“.⁸⁴ Bei Pausanias, Herodot u.a. überlieferte Namen werden modernen Bezeichnungen gegenübergestellt, ein Index erschließt das Werk. Zweifelsohne hatte er die in den Schriften Peirescs überlieferten Gedanken zur Quellenkritik, die er in Südfrankreich studiert hatte, ebenso im Kopf wie die im Zusammenhang mit Patins Sammlung und Schriften stehenden Maximen zur Numismatik, die er bereits in seinen Studienjahren kennen gelernt hatte. All diese im Verlaufe des 17. Jahrhunderts entwickelten Überlegungen zur Authentizität überlieferter Artefakte und ihrer adäquaten Präsentation, begründeten Spons

⁸¹ Vgl. VANDAL 1900 (wie Anm. 51), S. 270.

⁸² BARTH 1998 (wie Anm. 32), S. 371.

⁸³ Vgl. BAYARD 1993 (wie Anm. 31), S. 34.

⁸⁴ SPON 1678 (wie Anm. 47), Bd. 1, [S. 4f.]. Das neunseitige Vorwort ist nicht paginiert, Seitenzählung erfolgt von Beginn der *Préface* durch die Verf. Originaltext: „Je les produis le plus exactement & le plus fidelement qu'il possible...“

neue, zu einer modernen Wissenschaftlichkeit hinführende Lesart der Antike.⁸⁵

Umso erstaunter dürfte Spon gewesen sein als er feststellte,⁸⁶ dass in Georges de Guillets Reisebericht kaum etwas korrekt war. Jener stützte sich auf antike Autoren sowie einzelne Beschreibungen wie die Babins, war jedoch selbst nie nach Athen gereist. Statt dessen hatte er einen Bruder erfunden, der angeblich dort gewesen war. Seine in weiten Teilen fiktive Beschreibung trägt märchenhafte Züge mit Piraten, Liebesgeschichten, Duellen und anderen Stereotypen von Reise- und Abenteuerromanen. Als Guillet es wagte, Spons Bericht zu kritisieren, publizierte dieser 1679 auf über 400 Seiten akribisch die Fehler, Verfälschungen und Ungenauigkeiten von Guillets Werk.⁸⁷

An diesem Punkt trennen sich zwei markante Wege der Auseinandersetzung mit der Antike. In der breiten Öffentlichkeit hatte die den narrativen Konventionen eines zeitgenössischen Romans entsprechende, literarische Fiktion Guillets größeren Erfolg als Spons wissenschaftliche Studie.⁸⁸ Im Gegensatz aber zu der in weiten Teilen fiktiven *France métallique* von de Bie wurde Guillet in Fachkreisen weitgehend ignoriert, war jedoch eines der Vorbilder für das im 18. Jahrhundert eminent erfolgreiche Genre fiktiver Reisebeschreibungen wie z.B. Abbé Jean-Jacques Barthélemys (1716-1795) *Voyage du jeune Anacharsis* (1788).⁸⁹

⁸⁵ 1682 veröffentlichte Spons Begleiter George Wheler seinen Reisebericht *A Journey into Greece* in London. In Absprache mit Spon handelt es sich in weiten Passagen um eine Übersetzung von dessen Werk, allerdings ergänzt um botanische und geologische Beobachtungen des Naturforschers Wheler. In beiden Publikationen ist die auf eigenem Augenschein basierende, empirische Beobachtung der Leitgedanke.

⁸⁶ Vgl. CONSTANTINE 1984 (wie Anm. 50), S. 19.

⁸⁷ SPON, Jacob: Réponse à la critique publiée par M. Guillet sur Le voyage de Grèce de Jacob Spon. Avec quatre lettres sur le mesme sujet, le journal d'Angleterre du Sieur Vernon & la liste des erreurs commises par M. Guillet dans son Athènes ancienne & nouvelle. Lyon 1679. Vgl. POMMIER, Henriette: „Bibliographie de Jacob Spon“. In: ETIENNE 1993 (wie Anm. 31), S. 53-78, S. 69f. Vgl. auch SCHNAPPER 1988 (wie Anm. 33), S. 267f.

⁸⁸ Vgl. CONSTANTINE 1984 (wie Anm. 50), S. 21.

⁸⁹ BARTHELEMY, Jean-Jacques: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce dans le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire. 5 Bde. Paris 1788; vgl. TSIGAKOU; DOLLINGER 1995 (wie Anm. 25), S. 15.

Spons Schriften hingegen hinterließen einen bleibenden Eindruck in der wissenschaftlichen Welt. In seiner Antwort an Guillet⁹⁰ legte der Autor die erste wissenschaftliche Definition der Archäologie und ihrer Teilgebiete vor und benennt neben Numismatik und Epigraphik die Erforschung von „Baudenkmalern, Statuen und Bildwerke[n], Gemmen, Gravierarbeiten, Manuskripte[n] und Gerätschaften“ als Studienfelder.⁹¹ Erläuternd fügte er hinzu, dass er die Anregung zu dieser Systematik den Schriften Peirescs verdankte.⁹² Nach der Publikation weiterer antiquarischer Werke, wie der *Histoire de la république de Genève* (1680), *Récherches curieuses d'antiquité* (1683) und *Miscellanea eruditaе antiquitatis* (1685), emigrierte der Calvinist Spon nach dem Edikt von Fontainebleau nach Zürich, zog sich auf der Reise Tuberkulose zu und starb 38jährig am 25. Dezember 1685 in Vevey.

Spons *Voyage* wurde 1679 in Amsterdam neu aufgelegt, 1681 ins Deutsche, 1688 ins Italienische, 1689 ins Niederländische übersetzt.⁹³ Das Buch blieb bis ins 19. Jahrhundert ein weit gelesenes Referenzwerk. Bernard de Montfaucon, der auch einige der Parthenon-Zeichnungen konsultierte,⁹⁴ Winckelmann,⁹⁵ Julien David Le Roy,⁹⁶ James Stuart und Nicholas Revett,⁹⁷ Chateaubriand und Quatremère de Quincy schätzten es gleichermaßen ob seiner Authentizität. Spons Vorgehensweise und Methodik fanden, vermittelt über diese Autoren,

⁹⁰ DALY DAVIS; DAVIS 1994 (wie Anm. 18), S. 60.

⁹¹ BARTH 1993 (wie Anm. 32), S. 374. Die „Systematik“ Spons findet sich tatsächlich verstreut im gesamten *Avis* seiner Riposte an Guillet; vgl. dazu eine Zusammenstellung der relevanten Textpassagen von DALY DAVIS, Margaret (Hg.) unter der URL: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/volltexte/2009/790/> (Stand: 08.11.2010).

⁹² Vgl. DALY DAVIS; DAVIS 1994 (wie Anm. 18), S. 16, S. 60.

⁹³ POMMIER 1993 (wie Anm. 87), S. 68f. Vgl. auch MOSSIERE 1993 (wie Anm. 52), FN 12, S. 212.

⁹⁴ Vgl. BOWIE; THIMME 1971 (wie Anm. 41), FN 2, S. 4. Zu Montfaucon vgl. auch SCHNAPP 2009 (wie Anm. 4), S. 255-258.

⁹⁵ MOSSIERE 1993 (wie Anm. 34), FN 22, S. 217

⁹⁶ LE ROY, David: *Les ruines des plus beaux monuments de la Grèce: considérées du côté de l'histoire et du côté de l'architecture*. 2 Bde. Paris 1758.

⁹⁷ STUART, James; REVETT, Nicholas: *The Antiquities of Athens. Measured and delineated*. 4 Bde. London 1762–1816. Vgl. z.B. LEWIS, Lesley: „Stuart and Revett: Their Literary and Architectural Careers“. In: *Journal of the Warburg & Courtauld Institute* 2, 1938-9, S. 128-45; SOROS, Susan Weber (Hg.): *James ‚Athenian‘ Stuart, 1713-1788. The Rediscovery of Antiquity*. New Haven 2006.

Eingang in die Altertumsforschung und Kunstgeschichte der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts.

5. Die neue Wahrnehmung der Antike

Am Beispiel der beiden hier verhandelten Reisen der 1670er Jahre in das bis dahin fast unbekannte Athen konnten einige markante Umbruchpunkte in der Wahrnehmung der Antike festgestellt werden. Die Analyse der visuellen wie textuellen Erfassung der Stadt und ihrer Relikte hat gezeigt, dass die Bedeutung der überlieferten Artefakte für ein Verständnis der Vergangenheit sukzessive höher eingestuft wurde als diejenige schriftlicher Quellen. Die kritische Überprüfung der Tradition ging einher mit ersten Versuchen einer Rekonstruktion „wahrhaftiger“ Geschichte. Dieses Vorgehen sollte im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur dominierenden Tendenz innerhalb der Geschichtswissenschaften werden.

Dokumentation des vorgefundenen Erhaltungszustandes, wie angesichts der Carrey-Zeichnungen am Parthenon zu beobachten, begann neben die rekonstruierende Präsentation und Wahrnehmung zu treten und diese schließlich zu verdrängen. Wie in den Beschreibungen und Listen in den Werken Spons gewann eine systematisierende Erforschung und die damit einhergehende Klassifizierung immer mehr an Signifikanz. Fiktion und Literarität von Beschreibungen, expliziert am Text Guillets, wurden zeitgleich langsam aus dem wissenschaftlichen Diskurs verdrängt und in den Bereich des Romans integriert. Carreys Gemälde vom Einzug Nointels in Athen steht an einer Schnittstelle, trägt es doch in den tradierten Formen höfischer Repräsentation dem neuen Bedürfnis nach topographisch genauer Wiedergabe Rechnung. Die hier skizzierten Phänomene sind nicht als Ablösung zweier Lesarten zu verstehen, sondern als eine sich langsam vollziehende Überlagerung und Verschiebung. Der Abschluss dieser Evolution ist dementsprechend letztlich erst im 19. Jahrhundert festzustellen. Im Vorwort seiner *Récherches curieuses d'antiquité* von 1683 brachte Spon den im Verlauf des 17. Jahrhunderts – welches er „ein Jahrhundert neuer Erfindungen“⁹⁸ nennt – zu konstatierenden Wandel der Lesbarkeit der

⁹⁸ SPON, Jacob: *Recherches curieuses d'antiquité. Contenus en plusieurs dissertations, sur des médailles, bas-reliefs, statües, mosaïques & inscriptions antiques.* ...

Antike und seinen eigenen Beitrag zu dieser auf den Punkt: *„Schließlich haben sich die Antiquare nicht wenig angestrengt in diesem weiten und merkwürdigen Land der Antike Entdeckungen zu machen. Man hat antike Medaillen aus allen Zeiten und allen Reichen ausgegraben, man hat tausende Kuriositäten der alten Römer entziffert, die für unsere Väter lediglich als stumme Buchstaben erschienen, bar jeden Geistes und Geheimnisses. Beseelt von dem Wunsch, etwas beizusteuern zum Fortschreiten der Literatur, habe ich beschlossen, der Öffentlichkeit gegenüber Rechenschaft abzulegen über meine Entdeckungen der Antike, indem ich einen Teil der dort gemachten Entdeckungen vorlege.“*⁹⁹

Die Herausbildung wissenschaftlicher Kriterien für eine systematische Erforschung der Vergangenheit und ihrer Artefakte – und damit das unabdingbare Fundament der im 18. Jahrhundert sich vollziehenden Aufklärung – nahm mit der hier exemplarisch vorgestellten Generation französischer Künstler, Diplomaten und Gelehrter des 17. Jahrhunderts ihren Anfang. Wir haben ihnen viel zu verdanken.

Lyon 1683, [S. 1]. Das fünfseitige Vorwort ist nicht paginiert, Seitenzählung erfolgt von Beginn der *Préface* durch die Verf.

⁹⁹ SPON 1683 (wie Anm. 98), [S. 2]. (Übersetzung: Denise Digrell). Vgl. dazu auch GRAFTON, Anthony: „The Antiquary as Pariah“. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 62, 1999, S. 241-267, S. 255f. Ich danke Frau Dipl.-Bibl. Denise Digrell für ihre unermüdliche Hilfe bei der Übersetzung der französischen Zitate, sorgfältige Korrekturen und fruchtbare Diskussionen.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder, Münster 2011

Das Griechenlandbild griechischer Dichter. Odysseas Elytis – Giorgos Seferis

Gerhard Emrich, Bochum

Bei aller Gemeinsamkeit der beiden griechischen Nobelpreisträger für Literatur (1963 Seferis, 1979 Elytis), wie sie sich in einer ungeheuren Belesenheit in der eigenen griechischen wie fremdsprachiger Literatur manifestiert, sowie auch im ständigen Rückgriff auf eine bis in die kleinsten Verästelungen hinein vertrauten Kultur und Geschichte der klassischen Antike, wie sie sich ferner in ihrer Mehrsprachigkeit und im Besonderen in ihrer Kenntnis des Altgriechischen und ihrem vorzüglichen Umgang mit der neugriechischen Volkssprache kundtut, unterscheiden sie sich doch in der Sicht und Bewertung der Dinge und Geschehnisse, die Gegenstand ihrer Gedichte werden. So ist auch ihre Sicht auf Griechenland eine verschiedene. In welcher Weise, sollen die folgenden Beobachtungen auf der Basis zitierter Gedichte oder Gedichtpassagen dartun.

Beginnen wir mit Odysseas Elytis (1911-1996).

Zwar ist Elytis in Iraklion auf Kreta geboren, doch liegen seine familiären Wurzeln auf Mytilini/Lesbos. Hier ist sein Ursprung, hier fühlt er sich zugehörig, hier ist seine eigentliche Heimat. Hier wirkte Sappho (um 600 v. Chr.), mit der er gern in *einem* Chor singt, unabhängig von der dazwischen liegenden Zeit. Ihn fühlt er sich nahe verwandt, denn die gleiche Sprache benennt die Dinge, die ihr und ihm wichtig sind, auf die noch immer selbe Weise, wie er nicht müde wird zu betonen. Dass diese Sprache sich äußerlich gewandelt hat, hat für ihn keine Bedeutung. Gleichwohl hat er für seine Zeitgenossen Fragmente der Dichtung seiner Freundin Sappho auch ins Neugriechische übersetzt.

Elytis wird häufig als „Der Dichter der Ägäis“ apostrophiert. Das ist richtig, aber es muss dabei bedacht werden, dass das Spektrum seines dichterischen Schaffens sehr viel weiter reicht.

Für seine ersten Gedichte, wie sie etwa in der Sammlung „Prosanatolismoi – Orientierungen“ publiziert werden (Athen 1940), darf die zitierte Charakterisierung weitgehend akzeptiert werden. So zum Beispiel für das Anfangsgedicht „Tou Aigaiou – Der Ägäis“.¹ Ob bei diesem etwas ungewöhnlichen Titel im Genetiv oder Dativ etwa ein „Der Ägäis“ [gewidmet] oder ein „[Aspekt] der Ägäis“ ergänzt bzw. vorangestellt werden soll, bleibt dem Leser überlassen. Beides trifft zu.

ΤΟΥ ΑΙΓΑΙΟΥ

I

Ο ρωτας
 Τ ρχιπ λαγος
 Κι πρ ρα τ ν φρ ν του
 Κι ο γλ ροι τ ν νε ρων του
 Στ πι ψηλ κατ ρτι του να της νεμ ζει Ενα τραγο δι
 Ο ρωτας
 Τ τραγο δι του
 Κι ο ρ ζοντες το ταξιδιο του
 Κι χ τ ς νοσταλγας του
 Στ ν πι βρεμ νο βρ χο της αρραβωνιαστικι
 προσμ νει
 Ενα καρ βι
 Ο ρωτας
 Τ καρ βι του
 Κι μεριμνησ α τ ν μελτεμι ν του
 Κι φλ κος τ ς λπ δας του
 Στ ν πι λαφρ κυματισμ του να νησ λικν ζει Τ ν ρχομ .

II

Παιχν δια τ νερ
 Στ σκιερ περ σματα
 Λ νε μ τ φιλι τους τ ν α γ Πο ρχ ζει
 Ορ ζοντας -

¹ Alle Elytiszitate aus: Odysseas Elytis, Ποίηση (Dichtung), hg. von I. Iliopoulou, Verlag Ikaros, 5. Aufl., Athen 2008. Τοῦ Αἰγαίου, S. 11 f.; Μορφ— τῆς Βοιωτίας, S. 65 f.; Μελαγχολία τοῦ Αἰγαίου, S. 63 f. □

Μορφ τ ς Βοιωτ ας, S. 65 f.; Μελαγχολ α το Α γα ου
 Κα τ γριοπερ στερα χο Δονο νε στ σπηλι τους Ξ πνημα
 γαλαν μ ς στ ν πηγ Τ ς μ ρας
 Ηλιος -
 Δ νει μα στρος τ παν Στ θ λασσα
 Τ χ δια τ ν μαλλι ν Στ ν ξεγνοιασι
 Το νε ρου του Δροσι -
 Κ μα στ φ ς Ξαναγενν ει τ μ τια Οπου Ζω Αρμεν ζει πρ ς
 Τ γν ντεμα
 Ζω -
 III
 Φλο σβος φιλ στ χαιδεμ νη του μμο - Ερωτας Τ γαλαν
 του λευθερ α γλ ρος
 Δ νει στ ν ρ ζοντα
 Κ ματα φε γουν ρχονται
 Αφρισμ νη πκριση στ α τι τ ν κοχυλι ν
 Ποι ς πρε τ ν λ ξανθη κα τ ν λιοκαμ νη; Ο μπ της μ τ δι
 φαν του φ σημα
 Γ ρνει παν το νε ρου
 Μακρι
 Ερωτας τ ν π σχεσ του μουρμουρ ζει - Φλο σβος .

DER ÄGÄIS

I
 Die Liebe
 Die Ägäis
 Und der Bug ihres Schaums
 Und die Möwen ihrer Träume
 Auf dem höchsten Mast schwenkt der Matrose
 Ein Lied
 Die Liebe
 Ihr Lied
 Und die Horizonte ihrer Reise
 Und das Echo ihrer Sehnsucht
 Auf dem nassesten Fels erwartet die Braut
 Ein Schiff

Die Liebe
 Ihr Schiff
 Und die Sorglosigkeit ihrer Nordwinde
 Und das Segel ihrer Hoffnung
 In ihrer leichtesten Dünung wiegt eine Insel
 Das Kommen.

II

Spiele die Wasser
 Im schattigen Vorüberziehen
 Künden sie mit ihren Küssen vom Morgen
 Der heraufkommt
 Horizont –

Und die Wildtauben lassen ihr Gurren
 Hören in ihrer Höhle
 Blaues Erwachen im Quell
 Des Tages
 Sonne –

Es gibt der Nordwest das Segel
 Dem Meer
 Das Streicheln der Haare
 Der Sorglosigkeit seines Traums
 Frische –

Eine Welle im Licht
 Lässt lebhaft werden die Augen
 Wo das Leben hinsegelt
 Zum weiten Schauen
 Leben –

III

Das Rauschen ein Kuss auf den liebkosten Strand – Liebe
 Ihre Freiheit die blaue schenkt die Möwe
 Dem Horizont
 Wellen kommen und gehen
 Schaumige Antwort den Ohren der Muscheln

Wer brachte die Blonde und die Sonnengebräunte?
 Die Brise mit ihrem lichten Wehen
 Neigt das Segel des Traums
 Weit hinaus
 Liebe murmelt ihr Versprechen – das Rauschen.

Kindliche Meereseerinnerungen sind es häufig, Erinnerungen eines Mannes, der die Kindheitssommer auf Hydra verbracht hat, wo die Familie ein Haus besaß; Erinnerungen, die sich in Bildern ausgeprägt haben, die lebenslang in Elytis lebendig bleiben und an vielen Stellen seiner Gedichte in vielfältigen Zusammenhängen wieder auftauchen: das blendende Sonnenlicht am Mittag; Kais bestückt mit rostigen Kanonen; einsame, unberührte Buchten voll vom geheimnisvollen Leben der Fische; verschlossene Gärten wie über den redenden Wellen schwebend; Nächte nach Rosmarin duftend und vom Zirpen der Grillen überschüttet; Felsen unerschütterlich in der Brandung usw. Mit diesen Elementen stellt Elytis ganz unterschiedliche, sehr eigenwillige und sich der Logik und dem Realitätssinn versagende Verknüpfungen an und trifft in immer neuen Bildkompositionen Aussagen, zu denen ihn der Surrealismus einlädt, dem er sehr früh schon begegnet ist und den er als Befreiung und Hilfe beim poetischen Schaffen empfindet. Dem Leser oder Hörer wird es nicht immer leicht gemacht, der doch lieber einen nachvollziehbaren Gedanken, ein auflösbares Bild, wenn möglich auch eine Art Handlung vorfinden möchte. Gleichwohl weiß er die Formen und Farben dieser Dichtung auch so zu genießen.

Das griechische Meer, die Ägäis, ist Elytis' Landschaft, ist sein Griechenland als geographischer und emotionaler Ort. Dabei sind namentlich genannte Inseln nie wirkliche Ortsbestimmungen oder gar Ortsbeschreibungen, sondern eher gedankliche und gefühlsmäßige Anhaltspunkte. Es sind poetische Orte ebenso wie die ganz wenigen, an einer Hand abzuzählenden Orte auf dem Festland, die Titelgeber von Gedichten sind.

Ein einziges Poem führt einen ganzen Landstrich in der Überschrift auf: Μορφ—τῆς Βοιωτίας. Wer diesen Titel wörtlich nimmt und mit „Gestalt Böotiens“ so etwas wie eine geographische Beschreibung erwartet, wird sogleich eines Besseren belehrt. Die „Erde Böotiens“ (V. 8) ist lediglich als Heimat der Ödipussöhne im The-

ben der böotischen Vorzeit von Interesse und der Bezug zum Mythos kommt nur in leisen Andeutungen zum Vorschein. Auffällig ist das Fehlen des Artikels im Titel, so dass es um eine Gestalt Böotiens zu gehen scheint, vielleicht im Sinne von einem Anblick, einer Sicht Böotiens. Der Mythos wäre so nur als Teil Böotiens angesprochen, eingewoben wie fast immer in den Gedichten Elytis' in eine anthropomorphe Natur mit vielen denkbaren Erscheinungen und erdachten Verbindungen; in diesem Falle Verbindungen mit dem Ödipusmythos. Grundsätzlich wird bei Elytis Natur mit allen Dingen verbunden, welche Menschen betreffen, seien es solche der Kultur und Geschichte, der Gepflogenheiten und Bräuche, des Glaubens und des kirchlichen Lebens, manchmal auch politischer Ereignisse. Anders ausgedrückt: alle diese Dinge werden vorzugsweise durch Bilder aus der Natur dargestellt.

Die ersten 15 Verse des Gedichtes aus der bereits genannten Sammlung „Prosanatolismoi – Orientierungen“ geben ein Beispiel:

ΜΟΡΦΗ ΤΗΣ ΒΟΙΩΤΙΑΣ

Εδ πο ρημη ματι φουσ ει τ ς π τρες κα τ θ νατα Εδ πο
 κο γονται βαθι τ β ματα το χρ νου
 Πο νο γουνε μεγ λα σ ννεφα χρυσ ξαφτ ρυγα
 Π νω π τ μετ πη τ ο ρανο
 Π ς μου π πο ξεκ νησε α ωνι τητα
 Π ς μου ποι τ σημ δι πο πνε ς
 Κα ποι τ ριζικ τ ς λεμ νθας
 Ω γ τ ς Βοιωτ ας πο σ φ γγει νεμος
 Τ γ νηκεν ρχ στρα τ ν γυμν ν χερι ν κ τω π
 τ ν χτορα
 Τ λεος πο ν βαινε σ ν ερ ς καπν ς
 Πο ε ναι ο πλες μ τ ρχα α πουλι πο τραγουδο σαν Κι
 κλαγγ πο ξημ ρωνε τ φρ κη τ ν λα ν
 Οταν λιος μπαινε σ ν θρ αμβος
 Οταν μο ρα σπ ραζε στ λ γχη τ ς καρδι ς Κι ναβαν τ μφ
 λια κελαηδ σματα.

GESTALT BÖOTIENS

Hier, wo der einsame Blick über Felsen und Agaven weht
 Hier, wo tief die Schritte der Zeit zu vernehmen

Wo mächtige Wolken goldene Seraphimbilder entfalten
 Auf der Metope des Himmels
 Sag mir von wo die Ewigkeit aufbrach
 Nenn mir das Mal an dem du leidest
 Und sag, was das Geschick der wilden Minze.

Oh Erde Böotiens, die dich erleuchtet der Wind
 Was ist geworden aus dem Reigen der leeren Hände vor dem Palast
 Aus dem Mitleid, das aufstieg wie heiliger Rauch
 Wo sind die Tore mit den uralten, den singenden Vögeln
 Und wo ist das Waffengeklirr, das den Schrecken der Völker geweckt
 Als die Sonne herein schritt wie im Triumph
 Als das Schicksal zerbrach an der Lanze des Herzens
 Und das laute Streiten anhob unter denen gleichen Stammes.

Die weiteren, eher dunklen Verse gehen auf Bötien, die *"herbe Ge-stalt, vom Winde geadet"* (V. 22) allgemein ein, sprechen aber auch davon, *"das böse Wuchern der Erinnerung"* (V. 33) in dieser geschichtsträchtigen Landschaft zum Versiegen bringen zu können. Soweit das Gedicht mit dem seltenen Bezug zu einer Landschaft auf dem Festland, in Sterea Ellada, in Mittelgriechenland. Hauptstück aber ist und bleibt als Elytis' emotionales Griechenland die Meereslandschaft der Ägäis mit ihren Inseln, von denen nicht wenige Titelgeber sind.

Das Gedicht *Μελαγχολία τοῦ Ἀγαίου* (Melancholie der Ägäis) aus derselben Sammlung erzählt in nur andeutenden Versen von der eher dunklen Seite dieses Meeres, wie sie sich äußert im Los der Fischer, die ausfahren, ohne einer sicheren Rückkehr gewiss sein zu können, und wiederum im Los der jungen Frau, deren geliebten Mann, einen Seemann, es in die Fremde gezogen hat. Ungewissheit auch hier und über dem Ganzen schwebend eine melancholische Grundstimmung, die sehr anders klingt als das, womit Elytis häufig, unzulässig verkürzt, charakterisiert wird als einer, der unbedingte Lebensfreude in seinen Gedichten ausstrahle, sich ständig in einer lichtdurchfluteten Landschaft bewege, den Glauben an die Unvergänglichkeit der Jugend besitze, an den Sieg über Dunkelheit, Tod und Verfall glaube und dergleichen mehr.

Die Eingangsverse der „*Melancholie der Ägäis*“ reichen sogar ins Religiöse, wenn sogleich (V.1) vom Hirmós die Rede ist, der Musterstrophe im Kontakion des Romanós, des größten Kirchendichters der Ostkirche (6. Jh. n. Chr.), d.h. der ersten Strophe eines liturgischen Gesanges, nach der sich alle weiteren in Form und Rhythmus richten; wenn ferner in Vers 4 mit dem „*Augenblick der Wandlung beim Mahl der Fischer*“, der $\mu\sigma\tau\iota\kappa\text{---}\sigma\tau\iota\gamma\mu\text{---}\tau\omicron\delta\ \delta\epsilon\ \pi\upsilon\nu\omicron\upsilon\ \tau\ \nu\ \psi\alpha\rho\ \delta\omega\nu$ eindeutig auf den $\mu\sigma\tau\iota\kappa\ \delta\epsilon\ \pi\upsilon\nu\omicron\upsilon$, das Abendmahl des Neuen Testaments, angespielt wird, das letzte Mahl der Jünger mit dem Herrn vor dessen Verhaftung und Kreuzigung, und dieses Geschehen mit dem ungewissen Los der Fischer in Verbindung gebracht wird; wenn schließlich in Vers 10 von den „*Segeln der Panagia*“ die Rede ist, unter deren schützendem Dach die Seefahrt des geliebten Mannes in die Ferne stattfindet. Der durch diese Fahrt verursachte Kummer aus Liebe der jungen Frau wird durch den antiken Mythos überhöht, den Mythos von Alkyone und Kéyx, dem Traumpaar des Mythos, das sich in Liebesverblendung Zeus und Hera nennt und zur Strafe dafür in Eisvögel ($\lambda\kappa\upsilon\ \nu\epsilon\omicron\upsilon$) verwandelt wird. Zeus schenkt ihnen aber auch eine Zeit vollkommener Ruhe im stürmischen Jahreslauf zum Ausbrüten; und so sind die Alkyonen des späten Nachmittags in Vers 1 auch Ausdruck für die als wohltuend empfundene Stunde zwischen Tag und Nacht.

Das Meer selbst singt das Lied des Kummers der jungen Frau, dieser „realen“ Alkyone, und liefert nebenbei ein weiteres schönes Beispiel für die Verknüpfung von Menschen- und Naturwelt. Es ist das Hin und Her der Wellenbewegung, die wie das Hin und Her des Atems beim Spiel der Mundharmonika ist. Zitiert seien die ersten beiden der insgesamt fünf Strophen des Poems:

ΜΕΛΑΓΧΟΛΙΑ ΤΟΥ ΑΙΓΑΙΟΥ

Ποι ς ε ρμ ς ψυχ ς στ ς λκυ νες το πογ ματος!

Ποι νηνεμ α στ ς φων ς τ ς μακριν ς στερι ς! Ο κοκος μ ς
στ ν δ ντρων τ μαντ λι

Κι μυστικ στιγμ το δε πνου τ ν ψαρ δων

61

Κι θ λασσα πο παζει μ τ φουσαρμ νικα Τ μακριν μαρ ζι τ
ς γυνα κας

Τ ς ρ α α ς π ο γ μ ν ω σ ε τ σ τ θ η τ η ς Ο τ α ν θ μ η σ η μ π κ ε σ τ
 ς φ ω λ ι ς
 Κ ι ο π α σ χ α λ ι ς ρ α ν τ σ α ν μ φ ω τ ι τ ὀ σ η !
 Μ τ κ α κ ι κ α μ τ π α ν ι τ ς Π α ν α γ α ς Ε φ υ γ α ν κ α τ ε υ δ ι ο τ
 ν ν μ ω ν
 Ο ρ α σ τ ς τ ς ξ ε ν ι τ ι ς τ ν κ ρ ν ω ν
 Α λ λ ν χ τ α π ς ὀ κ ε λ ρ υ σ ε τ ν π ν ο Μ γ ρ γ α ρ α μ α λ λ ι σ τ ο
 ς φ ε γ γ ε ρ ο ς λ α ι μ ο ς Η σ τ ς μ ε γ λ ε ς σ π ρ ε ς π α ρ α λ ε ς
 Κ α π ς μ τ χ ρ υ σ σ π α θ τ ο Ω ρ ω ν α Σ κ ρ π ι σ ε κ α ξ ε χ θ η κ ε
 ψ η λ
 Η σ κ ν η π τ ν ε ι ρ α τ ν κ ο ρ ι τ σ ι ν
 Π ο ε δ ι α σ α ν β α σ ι λ ι κ κ α ὀ υ σ μ ο !

MELANCHOLIE DER ÄGÄIS

Welch ein Hirnos der Seele auf die Alkyonen des Abends!
 Welch Stille in den Stimmen des fernen Festlands!
 Der Kuckuck im Gewand der Bäume
 Und der Augenblick der Wandlung beim Mahl der Fischer
 Und das Meer, das mit der Mundharmonika besingt
 Den in die Ferne gehenden Kummer der Frau
 Der schönen, die ihre Brüste entblößte
 Als die Erinnerung eindrang in die Nester
 Und der Flieder mit Feuer den Abend besprühte!

Mit dem Schiff und den Segeln der Panagia
 Führen mit günstigem Winde ab
 Die Verehrer der Lilien der Fremde
 Aber die Nacht wie besang sie hier den Schlaf
 Mit strudelndem Haar über den schimmernden Hälsen
 Oder den weiten hellen Stränden
 Und wie mit dem goldenen Schwert Orions
 Zerstreute sich und verflog hochoben
 Der Staub aus den Träumen der Mädchen
 Wohlduftend nach Basilikum und Minze!

Mythos und Wirklichkeit, Religiöses und Profanes, Natur- und Menschenwelt, alles hat seinen Platz in Elytis' Gedichten und – das ist das Besondere bei diesem Dichter – alle Dinge, die großen wie die kleinen, also Sonne und Mond, Steine, Muscheln, Pflanzen usw. sind von gleichem Gewicht. Das gilt auch für den Menschen, der in der Werteskala keineswegs einen herausragenden Platz einnimmt. Er ist

niemals und nirgendwo das Maß aller Dinge, kann sich nicht und nirgends als Herr der Schöpfung gerieren: ΠΟ ΚΙ ΛΕ ΘΕΡΟΣ Ν ΜΕ ΝΕΙΣ ΠΟ ΚΑ ΝΙΚΗΤ Σ/ΠΛΙ ΛΙΟΣ Υ ΡΝΕΙ ΚΙ Ε ΝΑΙ ΛΟΓΥΡ ΣΟΥ ΣΙΥ- ΑΛΙ
Auch wenn du ein freier Mensch bleibst, ja sogar Sieger,/ geht doch die Sonne unter und um dich herum ist Schweigen, heißt es in einem Prosagedicht mit dem Titel ΕΚΕ ΝΟ ΠΟ Θ Ν Υ ΝΕΤΑΙ - *Das was nicht geht*.² An vielen Stellen in seinem Werk verweist der Dichter auf die wahre Stellung des Menschen im Rahmen der Schöpfung, nämlich die lediglich eines Teils davon, ohne jeden Vorzug.

Was Elytis bewundert, ist anderes, z.B. ΣΤ ΚΩ ΚΑ ΘΕΩΡ Τ Κ ΜΑΤΑ/ ,ΤΙ ΠΙ Τ ΛΕΙΟ ΠΙ ΝΕΠ ΔΕΚΤΟ ΦΘΟΡ Σ / ΠΟΤ ΤΟΥ Π ΡΞΕ
(Ich bleibe stehen und betrachte die Wellen / etwas Vollkommeneres, der Vergänglichkeit Unzugänglicheres / hat es nie gegeben).³ - Soweit Odysseas Elytis.

Um ein wenig älter als Elytis ist *Giorgos Seferis* (1900 – 1970), ähnlich unspektakulär auftretend wie jener. Wir treffen ihn schreibend an oder im Geiste schon schreibend, auch wenn er gerade mit dem mit ihm befreundeten Henry Miller über die Felder streift, wie der es in seinem Griechenlandbuch von 1940 „Der Koloss von Maroussi“ so schön beschreibt: *„Ich erinnere mich, dass ich eines Nachmittags mit Seferiades“* (so der eigentliche Familienname) *„ein Grundstück besichtigte, auf dem er sich ein Häuschen bauen wollte. Das Stück Land hatte nichts Außergewöhnliches an sich, es machte sogar einen etwas verlorenen, trostlosen Eindruck...Ich hatte keine Gelegenheit, meinen ersten flüchtigen Eindruck zu festigen, denn dieser Flecken Landes verwandelte sich unter meinen Augen, als mich Seferiades wie eine elektrisch geladene Qualle von Stelle zu Stelle führte und dabei über Kräuter, Blumen, Büsche, Felsen, Lehm, Hügelhänge, Täler, Mulden und so weiter phantasierte. Alles, was er betrachtete, war griechisch.... Er konnte einen Landstrich betrachten und die Geschichte der Meder, der Perser, der Dorer, der Kreter, der Atlantiden herauslesen. Er konnte aus einem Landstrich auch Fragmente eines Gedichtes lesen, das er im Geiste auf dem Heimweg*

² Aus der Sammlung ΤΠ φωτ®δενδρο κα□ ≠ δεκ≤τη τετ≤ρητη ∇μορφι≤ (Der Lichtbaum und die vierzehnte Schönheit), Abschnitt 8, a.a.O., S. 224 f.

³ Gedicht εΑμνγδαλο τοδ κ®σμου (Mandel der Welt), Abschnitt 7, aus der Sammlung Τρ□α ποι≈ματα μ□ σημα□α ελκαιρ□αφ (Drei Gelegenheitsgedichte, 1982, a.a.O. S. 457).

*schrieb, während er mich mit Fragen über die Neue Welt plagte. Vom sibyllinischen Charakter alles dessen, auf das sein Blick fiel, war er begeistert. Er hatte die Eigentümlichkeit, vorwärts und rückwärts zu schauen, den Gegenstand seiner Betrachtung zu drehen und zu wenden und seine vielfältigen Aspekte zu zeigen.*⁴

Es wurde so ausführlich zitiert, weil Miller drei Dinge anspricht, die mit Blick auf unsere Thematik wichtig erscheinen, gerade auch im Vergleich zu der Sichtweise von Elytis. Wenn Seferis über Blumen, Felsen, Hügel, Täler phantasiert, so geschieht das nicht um dieser Gegenstände selbst willen, etwa zum Verfassen eines naturlyrischen Gedichtes. Es ist vielmehr der sibyllinische Charakter all dieser Gegenstände oder landschaftlichen Gegebenheiten, der einen Bezug zu Geschichte im weitesten Sinne ermöglicht. Manchmal ist es sogar das Sibyllinische in seiner ursprünglichen Bedeutung, also das Prophetische, das sich da aus den Dingen herauslesen lässt. Die Härte eines Felsens, die plötzliche Verfinsterung eines Tales kann die Vorausdeutung eines historischen Ereignisses oder Umschlages sein in der Gegenwart oder Zukunft beim Vorwärtsschauen oder auch in der Vergangenheit beim Rückwärtsschauen, um mit Miller zu sprechen. Dabei ist anzumerken, dass für Seferis alle Geschichte immer Gegenwart bedeutet, auch das scheinbar Vergangene.

Das gilt in besonderem Maße für den antiken Mythos, der ebenfalls zur Geschichte gehört und im Werk des Seferis häufig anzutreffen ist. Hierbei können persönliche Nöte mit Hilfe eines veränderten oder nicht veränderten Mythos beschrieben werden. Zum Beispiel wird der Umstand, dass die sog. Kleinasiatische Katastrophe von 1922 den aus Smyrna stammenden Seferis lebenslang bedrückt und beschäftigt hat, ohne dass es dafür eine Lösung gegeben hätte, im Gedicht Nr. 16 der Sammlung *Μυθιστορημα* (1935) nach einer herausragenden Passage in Sophokles' Elektra hochdramatisch dargestellt. Es handelt sich dabei um die Szene, in der der alte Erzieher, der treue Vertraute des heimlich heimgekehrten Orest, in einer Trugrede das Wagenrennen zu Delphi schildert, bei dem jener angeblich zu Tode gekommen ist. Das Rennen hält Orest im Seferis - Gedicht Runde um Runde in der Bahn, ohne dass ein Ausweg aufgezeigt würde. In den Schlussversen wird durch die Nennung der Eumeniden (V. 23) und

⁴ Henry Miller, *Der Koloß von Maroussi*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck bei Hambrug 1984, S. 38 (rororo 580)

die Aussage, im Herbst sänge das Röhricht lydische Weisen (V. 21) eine direkte Linie von der mythischen Katastrophe (Pseudo-Katastrophe) zur realen Katastrophe vom September 1922, der Einnahme Smyrnas durch die türkische Armee, gezogen. Der Zwang, dem angeblich Orest, tatsächlich aber Seferis ausgesetzt war, dem Zwang des ständigen Sich-Erinnerns, wird durch die Wiederholungen gleich in den Eingangsversen überdeutlich (Nr. 16, V. 1-5):

Στ σφενδ νη, πλι στ σφενδ νη, στ σφενδ νη, π σοι γ ροι, π
σοι α μ τινοι κ κλοι, π σε ς μα ρε ς σει ς ο νθρωποι πο μ
κοιτ ζου ν,

πο μ κο τα ζαν ταν πνω στ ρμα

σ κω σα τ χ ρι λα μ π ς, κι λ λα ξαν.⁵

In der Kehre, wieder in der Kehre, in der Kehre,
wie viele Runden, wie viele blutige Kreise, wie viele schwarze
Reihen: die Menschen, die mich ansehen,
die mich ansahen, wenn ich auf dem Wagen
die Hand hob, leuchtend, und mir zujubelten.

Auch der Wechsel des Tempus von der Gegenwart in die Vergangenheit ist hier zu beachten. In die reale Situation übertragen, bedeutet er den Wechsel der Zeit vor der Katastrophe und nach der Katastrophe von 1922.

Hierzu passt das übernächste Gedicht Nr. 18 derselben Sammlung *Mythistorima*, wo Seferis bereut, das reiche Angebot der jonischen Heimat nicht genügend genutzt zu haben, solange es noch zur Verfügung stand:⁵

Λυποῶμαι γιατὶ ὄφησα νῆ περὶ σεις ἵνα πλατῆ ποτὲ μί

μῦσα ἅπῃ τῆ δὲ χτυλῆ μου

χωρὶς νῆ πῖ ὅτε μί στῆλα.

Τῶρα βυθίζομαι στῆν πῆτρα.

Ἐνα μικρὸ πεδὸκο στῆ κῆκκίνο χῆμα,

δὲν ἔχω ὄλλη συντροφίῃ.

Ὅ, τι ἔγρησα χῆθηκε μαζὶ μῆ τα σπῆτια

ποῆ ἔταν καινονῆγια τῆ περασμῆνο καλοκαῆρι

καῆ γκρῆμισαν μῆ τῆν ἔγῆρα τοῦ φθινοπῆρου.

⁵ Gedicht Nr. 18 derselben Sammlung, a.a. O., S. 65.

Mich reut, dass ich einen breiten Fluss durch meine Finger rinnen ließ
Ohne einen einzigen Tropfen zu trinken.

Jetzt versinke ich im Gestein.

Eine kleine Pinie in der roten Erde,
weiter habe ich keine Gefährten.

Was ich liebte, ging unter mit den Häusern,
die noch neu waren letzten Sommer
und einstürzten im Sturm des Herbstes.

Was ihm geblieben ist an Lebendigem, an Dingen, die nicht zugrundegegangen sind, die ihm Trost bieten können, ist gerade einmal eine kleine Pinie, ein beliebter Baum in seiner verlorenen kleinasiatischen Heimat. Er selbst ist im Gestein versunken, was wohl bedeutet, dass er angesichts des Ausmaßes der Katastrophe wie versteinert ist, wie auch wir sagen. Das widerspräche nicht dem Zwanghaften des ständigen Sich-Erinnerns, wie es das zuvor zitierte Orest-Gedicht beschrieb.

Wo von Seferis der Mythos herangezogen wird, wird Reales durch Nichtreales verdeutlicht, wobei der Bezug in der Regel erkennbar bleibt. Das ist nicht unbedingt der Fall, wo, was nicht selten geschieht, Reales gleich in der Form von Irrealem bzw. Surrealem auftritt.

Der Umgang mit Formen und Bildern des Surrealismus ist Seferis wie Elytis gleichermaßen vertraut. Bei Seferis ist aber auch hierbei die Historie die wichtigste Kraft, mindestens bei allem, was mit Menschen zu tun hat, d.h. bei so gut wie allem in seiner Dichtung. Diese Konzentration auf den Menschen hat natürlich auch mit seinem Brotberuf als Diplomat zu tun in Zeiten, die alles andere als ruhig gewesen sind. Bei Elytis ist Historie viel weniger präsent, was auch bei ihm mit seiner Lebenssituation zu tun hat, welche viel mehr durch private Züge gekennzeichnet ist.

Diese Unterschiedlichkeit wirkt sich natürlich auch auf die jeweilige Haltung zum Phänomen Griechenland aus. Für Seferis ist Griechenland ein politisch-historisches und kulturhistorisches Gebilde, dem seine ganze Aufmerksamkeit gilt. In Bezug auf das Politische mündet sein Interesse fast immer in Enttäuschung. In etlichen Gedichten, die unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind, werden geradezu prophetische Aussagen getroffen, die sich wenig später im Ereignis von Krieg und Besatzung bewahrheiten. Es gibt Zeugnisse

darüber, dass solche Gedichte auch als aktuelle Widerstandsliteratur gelesen bzw. im Geheimen vorgelesen wurden.

Was die Besetzung betrifft, teilte Griechenland das Schicksal anderer besetzter Länder. Da Seferis aber für das Hereinbrechen dieser Besetzung viel Schuld bei den eigenen Regierenden und ihrer Klientel ausmacht, trennt er das politische Griechenland, für das er nur Verachtung und Zorn empfindet, vom Griechentum, dem Ἑλληνισμὸς. Ja, er hätte, hat er einmal in seiner Verbitterung formuliert, ohne Griechenland leben können, aber nicht ohne das Griechentum, d.h. die griechische Kultur im weitesten Sinne. Zu dieser Haltung verhalf ihm natürlich auch der Umstand, dass er selbst aus der Diaspora stammte, wo es galt, das Griechentum zu verteidigen, nicht das politische System Griechenland.

In der knappstmöglichen Form des japanischen 5+7+5-silbigen Haikus hat Seferis im Jahr 1940 einmal dieses System gebrandmarkt. Das dritte von insgesamt 16 Kurzgedichten dieser Art lässt er im Garten vor dem Nationalmuseum in Athen spielen. Es hat folgenden Wortlaut:⁶

ΣΤΟΝ ΚΗΠΟ ΤΟΥ ΜΟΥΣΕΙΟΥ

□Αδειεφ καρ□κλεφ

τῃ ᾿γλματα γυρ□σαν

στῃ ∞λλο μουσε□ο.

IM GARTEN DES NATIONALMUSEUMS

Leere Stühle

Die Statuen kehrten heim

Ins andere Museum.

Es sind die pensionierten Honoratioren, die Seferis hier im Blick hat. Ja, es sind dieselben, die sich, als sie noch im Amt waren, schon da nicht mehr bewegt haben (Statuen eben) und darum für Seferis, der bei allem politischen Geschehen Augen- und Ohrenzeuge war, mitverantwortlich sind für die 1940 gegenwärtige Misere. Es sind Seferis' Hauptgegner.

Gleichgültigkeit und Unbeweglichkeit macht er aber schon vier Jahre früher aus, 1936, in einem berühmten Gedicht mit dem Titel Μ□ τΠν τρ®πο το◇ Γ.Σ. - In der Art des G[iorgos] S[eferis], ergän-

⁶ Aus der Sammlung Τετρ≤διο γυμνασμ≤των, a.a.O., S. 90

ze: „Griechenland gesehen“.⁷ Eine fiktive Reise führt Seferis zur Kentaurenheimat, dem Pilion mit dem Nessoshemd, nach Santorin mit den versunkenen Inseln, nach Mykene zum Unglückspalast der Atriden. In Athen und Attika trifft er Zeitgenossen, denen die Antike, auch wenn sie ihre erhabenen Ruinen ständig vor Augen haben, gar nichts sagt. Im Piräus bewegt sich kein Schiff; wie eine Statue steht der Kapitän unbeweglich in seiner prächtigen Uniform auf seinem Platz. Kein einziger heiterer Zug findet sich im Erleben des Reisenden. Dieses Erleben gipfelt zu Beginn des Gedichtes wie – als Fazit – am Ende in dem Satz: □Οπου κα□ νf ταξιδ□ψω ≠ Ἐλλεδα μ□ πληγ\νει – *Wohin auch immer ich reise, Griechenland verwundet mich* (Verse 1 und 43). Das Schiff, auf dem gereist wird oder gereist werden soll, heißt bezeichnenderweise „Agonia 937“, „Beklemmung“ und „Angst“ im Angesicht des Jahres 1937. Das Land, in dem die Reise stattfindet, sieht, wie der vorletzte Vers es charakterisiert, ebenso beklemmend aus: παραπετεσματα βουν\ν 'ρχιπ□λαγα γυμνο□ γραν□τεφ – Bergvorhänge, Meere, nackter Granit (Vers 44).

So hatte Seferis sein Land schon früher gesehen, wie das zehnte Gedicht der Sammlung *Mythistorima* von 1935 offenbart:⁸

Ὁ τ®ποφ μαφ ε□ναι κλειστ®φ, ©λο βουνf
 πο↑ □χουν σκεπ— τΠ χαμηλΠ ολρανΠ μ□ρα κα□ ννχτα.
 Δ□ν □χουμε ποτεμια δ□ν □χουμε πηγεδια δ□ν □χουμε πηγ□φ,
 μονεχα λ□γεφ στ□ρνεφ, οδειεφ κιε αλτ□φ, πο↑ ≡χοδν κα□ πο↑ τ
 □φ προσκυνοδμε.
 □Ηχοφ στεκεμενοφ κονφιοφ, □διοφ μ□ τ— μοναξιε μαφ
 □διοφ μ□ τ—ν 'γεπη μαφ, □διοφ μ□ τf σ\ματαε μαφ.

Unser Land ist verschlossen, nichts als Berge
 Die der niedere Himmel deckt Tag und Nacht.
 Wir haben keine Flüsse, wir haben keine Brunnen, wir haben keine
 Quellen,
 nur ein paar Zisternen, auch diese leer, welche widerhallen und zu
 denen wir beten.
 Ein Echo, stillstehend, hohl, gleich unserer Einsamkeit
 Gleich unserer Liebe, gleich unseren Körpern (V. 1-6).

⁷ Aus derselben Sammlung, a.a.O., S. 99 – 101. Hier Verse 1 und 43.

⁸ a.a. O., S. 55.

Den Menschen, die dieses Land bewohnen, ist der Lebenswille so weit abhanden gekommen, dass man sich fragen kann, wie es überhaupt einmal anders gewesen sein kann, wie die Häuser gebaut, wie Hochzeiten gefeiert wurden, wie die Kinder groß geworden sind, unsere Kinder, wie V. 11 auch den Dichter mit einschließt.

Derselbe Dichter Seferis aber hat in der gleichen Sammlung auch jenes kleine Gedicht (Nr. 23) veröffentlicht, das durch die Vertonung durch Mikis Theodorakis im wahrsten Sinne zum Volkslied geworden ist, das den Menschen in scheinbar aussichtslosen Lagen Mut gemacht hat und so auch als Widerstandslied angesehen wurde.⁹

Λάγος κῆμα
 θῆδοῶμε τῶφ 'μυγδαλιῶφ νῆ 'νθῆζουν
 τῆ μῆρμαρα νῆ λῆμπουν στῆν ...λιο
 τῆ— θῆλασσα νῆ κυματῆζει
 λάγος κῆμα,
 νῆ σηκωθοῶμε λάγος ψηλῆτερα.

Ein bisschen noch und
 Wir werden die Mandeln blühen sehen
 Den Marmor in der Sonne leuchten
 Das Meer sich wiegen.
 Ein bisschen noch
 Lasst uns ein wenig höher uns erheben.

Das kleine Lied hat Mut gemacht in der Zeit seiner Entstehung (1935) angesichts der völligen Instabilität der politischen Verhältnisse; während der Diktatur des Metaxas (1936 ff.) als Folge dieser Instabilität, es hat Mut gemacht während der Besatzungszeit und wieder während der Obristendiktatur (1967 – 1974).

Seferis und Elytis haben in ihrer Dichtung unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt. Was sie aber in Bezug auf Griechenland geeint hat, war ihr Stolz auf die kulturelle Größe ihres Landes und ihre Liebe zu ihm.

⁹ A.a.O., S. 70.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Chorea, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder, Münster 2011

Von Philhellenen und Hellenophagen - Jakob Philipp Fallmerayer und sein Griechenlandbild

Michael Grünbart, Münster/Wien

Jakob Philipp Fallmerayer (1790-1861) gehört, was die frühe Geschichte des neugriechischen Staates betrifft, zu den wohl umstrittensten und kontroversiellsten Persönlichkeiten.¹

Dabei blieb und bleibt die Diskussion zumeist an der von Fallmerayer entwickelten „Slawentheorie“ hängen, die zu oft kategorischen, wenn auch gelegentlich schwächeren, oft emotional geprägten Gegenmeinungen führte. Andere wie etwa die auf die geopolitische Entwicklung zielenden Thesen oder den Umweltschutz betreffende Arbeiten sind weitgehend in Vergessenheit geraten. Fallmerayer wurde durch seine radikale Stellungnahme ein Stempel aufgeprägt, den er trotz redlicher Modifizierung und brillanter Gedankenführung schwer beseitigen konnte. Sicher, seine Grundthese war und ist so nicht haltbar, aber im wissenschaftlichen Diskurs sind manchmal auch gegen den *Mainstream* gerichtete Meinungen unerlässlich, um neue Perspektiven zu eröffnen und differenziertere Darstellungen zu ermöglichen.

Die folgende Darstellung gliedert sich in zwei Hauptteile: Zunächst sollen ein knapper Abriss des Lebens des Protagonisten und sein wissenschaftliches Bild von Hellas gegeben werden; dann wird die dritte Reise Fallmerayers im Jahre 1847 nach Griechenland - hauptsächlich basierend auf seinem Tagebuch - gezeichnet werden.

¹ Eugen Thurnher (Hrsg.), Jakob Philipp Fallmerayer: Wissenschaftler, Politiker und Schriftsteller (Schlern-Schriften 292), Innsbruck 1993; Thomas Leeb, Jakob Philipp Fallmerayer. Publizist und Politiker zwischen Revolution und Reaktion (1835-1861) (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 109), München 1996. Georgios Veloudis, Jakob Philipp Fallmerayer und die Entstehung des neugriechischen Historismus, Südost-Forschungen 24 (1970) 43-90; Elle Skopetea, Φαλμεράιερ. Τεχνάσματα του αντιπάλου δέους, Athen 1997.

Fallmerayer war gerade in die Feierlichkeiten um das für die Tiroler Geschichte so bedeutende Jahr 1809 eingebunden und anlässlich dieses Gedenkens sind zwei dicke Bände erschienen.

In einer der beiden Publikationen sammelte Ellen Hastaba² Zeugnisse zu den Lebensstationen des Fragmentisten, wenngleich zwei wichtige Quellen zu Fallmerayer nach wie vor nicht systematisch veröffentlicht sind: seine knapp 500 erhalten gebliebenen Briefe und vor allem sein Tagebuch, in dem man über Jahrzehnte den Alltag eines Gelehrten täglich miterleben kann.³ Allein für die Gelehrten-geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das eine Fundgrube!

Fallmerayer wurde 1790 bei Brixen in Südtirol geboren und dürfte – wenn man seinen späteren Erinnerungen Glauben schenken darf – dort eine glückliche Kindheit verbracht haben. Er besuchte die Brixener Domschule, die er 1809 abschließen konnte. Da das Priesterseminar vor Ort 1807 aufgehoben war, bot dies dem Achtzehnjährigen die Möglichkeit, nach Salzburg an die theologische Fakultät zu flüchten – wie er später selbst betont. Dieser Wechsel scheint für das weitere Leben Fallmerayers entscheidend gewesen zu sein; es äußert sich darin sein Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit: Zum einen überschritt er eine staatliche Grenze, zum anderen konnte er sich aus dem vorgegebenen gesellschaftlichen Rahmen entfernen, da ihm aufgrund seiner einfachen Herkunft der Weg an eine Universität nur schwer möglich gewesen wäre. In den Salzburger Jahren entwickelte er – jedenfalls lässt es sich hier erstmals nachweisen – ein starkes Interesse am Orient, besonders der spätere Abt von St. Peter in Salzburg Albert Nagnzaun, der semitische Sprachen in Rom studiert hatte, wirkte auf ihn ein. Fallmerayer spielte mit dem Gedanken Benediktiner zu werden, doch verwehrten ihm die bayerischen Behörden – Salzburg gehörte zu dieser Zeit zum Königtum – die Ausreise in das oberösterreichische Kremsmünster. 1811 versuchte er, in die seit 1754

² Ellen Hastaba – Siegfried de Rachewitz (Hrsg.), „Für Freiheit, Wahrheit und Recht!“ Joseph Ennemoser und Jakob Philipp Fallmerayer; Tirol von 1809 bis 1848/49 (Schlern-Schriften, 349), Innsbruck 2009, sowie Ellen Hastaba (Hrsg.), Jakob Philipp Fallmerayer (1790-1861). Annäherungen an seine Biographie (Schriftenreihe historischer Quellen zur Kulturgeschichte Tirols 4), Innsbruck 2009.

³ Übersicht bei Michael Grünbart, Die Briefe von und an Jakob Philipp Fallmerayer (Instrumenta Fallmerayeriana 1), Wien 2000; Tagebücher in (willkürlicher) Auswahl bei Hans Feigl – Ernst Molden (Hrsg.), Jakob Philipp Fallmerayer, Schriften und Tagebücher, 2 Bde., München – Leipzig 1913.

bestehende Orientalische Akademie zu Wien aufgenommen zu werden, doch hatte er keinen Erfolg. Im folgenden Jahr inskribierte er an der Universität Landshut, verließ diese dann aber 1813, um in den Militärdienst einzutreten. Er verbrachte die Jahre bis 1818 in Frankreich und in Lindau am Bodensee. Die Verpflichtungen dort scheinen beschaulich gewesen zu sein, denn in Lindau konnte er sich Kenntnisse des Neugriechischen, Türkischen und Persischen im Selbststudium aneignen. Fallmerayer war talentiert und parlierte auch in diesen Sprachen. „*Türkische Phrasen mit Armeniern gewechselt: „er redet zwar langsam, aber ohne Fehler“ lautet armenisches Urtheil“* – so ist es in seinem Tagebuch 1847 verzeichnet.

Von 1818 bis 1820 wirkte er im bayerischen Schuldienst, er unterrichtete Latein in Vorbereitungsklassen am Gymnasium in Augsburg – lateinische Autoren begleiteten Fallmerayer ein Leben lang, auch auf Reisen hat er stets antike Klassiker im Gepäck. 1821 erfolgte die Beförderung zum Professor am Progymnasium in Landshut. Fallmerayer setzte seine neugriechischen und orientalischen Sprachstudien fort, und er begann sich einem Thema zuzuwenden, das quasi den Nucleus seiner Beschäftigung mit dem byzantinisch geprägten Orient darstellte: Trapezunt.⁴ Die dänische Akademie der Wissenschaften lobte am 17. August 1822 einen Preis aus, „um die zerstreuten Nachrichten zu sammeln und zu ordnen, die man von der Geschichte des Kaisertums Trapezunt hat, oder nach Möglichkeit von Münzen und anderen Denkmälern aus der Geschichte des Reiches von 1204-1461 zu erläutern“.⁵ Fallmerayer reichte als einziger ein – und gewann. Durch diese Auszeichnung stieg sein Selbstwertgefühl und damit war auch die Rechtfertigung für weitere Aktivitäten im östlichen Mittelmeerraum gegeben. Die Schrift wurde 1827 gedruckt, sie zählt aber noch heute zur Grundausrüstung der Erforschung der Geschichte des

⁴ Wie Fallmerayer zur byzantinischen Geschichte kam, ist nicht so eindeutig zu klären. Es gab auch schon vor 1821 Abhandlungen zur byzantinischen Geschichte, zur postbyzantinischen Epoche nicht. Siehe G. Grimm, Griechenland in Forschung und Lehre an den deutschen Universitäten vor dem Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges. In: Der Philhellenismus und die Modernisierung in Griechenland und Deutschland (Institute for Balkan Studies 207), Thessaloniki 1986, 29-46; genannt werden sollen bloß Christian Friedrich Zeller, Andronikus der Komnene. Stuttgart 1804 oder Karl Dietrich Hüllmann, Geschichte des byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge. Frankfurt an der Oder 1808.

⁵ Leeb, Fallmerayer, 29.

byzantinischen Teilreiches.⁶ Im Gefolge der Veröffentlichung bekam Fallmerayer das konservative, katholisch geprägte Klima des bayrischen Staatsapparates zu spüren.⁷

Nun war Zeit für eine neue Beschäftigung: Fallmerayer wandte sich einem anderen exponierten Teil des spätbyzantinischen Reiches zu: Der Halbinsel Morea⁸ – die Verwendung dieses Namens zeigt schon die Intention des Werkes: mittelalterliche Geschichte.⁹ Auch dieser Landstrich konnte sich wie Trapezunt der osmanischen Bedrohung länger als die Hauptstadt Konstantinopel bis 1460 widersetzen. Durch sein intensives Quellenstudium kam er zu einer These, die „*von einer gänzlichen Vertilgung der altgriechischen Population des Peloponnes und seine Colonisierung durch [die] Slaven ausging*“.¹⁰

Mögliche Anregung für seine Annahme, die in der Vorrede zum ersten Band der Geschichte der Morea das Licht der wissenschaftlichen Öffentlichkeit erblickte, kann Fallmerayer durch William Leake erfahren haben.¹¹ Fallmerayer bezog seine Ansicht generalisierend auf alle von den Osmanen besetzten griechisch(sprachig)en Gebiete. Er geht von einem Gegensatz zwischen Orient und Okzident aus, die religiöse Komponente spielt dabei die entscheidende Rolle. Der katholische lateinische Westen wäre seit der Spätantike zunehmend in Opposition zum byzantinischen Osten gestanden, der zur Zeit des Verfassers und Jahrhunderte davor von den mohammedanischen Osmanen dominiert war. Fallmerayer brachte es auf den Punkt: Die Protagonisten änderten sich zwar, nicht aber die Institutionen. Das Kaisertum ging auf das Sultanat über; das griechisch-orthodoxe Patriarchat hingegen blieb bestehen und stiftete jahrhundertlang eine Identität, die im Gegensatz zum Okzident stand, sich aber auch nicht einer Diskus-

⁶ Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt. München 1827 (ND Hildesheim 1964).

⁷ Eindrucksvolle Dokumentensammlung bei Daniel Drašček – Sigfried Wagner (Hrsg.), Jakob Philipp Fallmerayer im Räderwerk der bayerischen Verwaltung. Die Fallmerayer-Akten des Staatsministeriums des Innern im Bayerischen Hauptstaatsarchiv und andere Aktenstücke (Kulturgeschichtliche Forschungen 17), München 1993.

⁸ Die Herkunft der Bezeichnung ist unklar: more (Meer), Romania verballhornt oder Maulbeerblatt entsprechend der Form der Halbinsel, s. A. Kazhdan (Hrsg.), The Oxford Dictionary of Byzantium, 1991, III 1409.

⁹ Jacob Philipp Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea. Ein historischer Versuch, Stuttgart – Tübingen 1830-1836 (ND Hildesheim 1965).

¹⁰ Nach Leeb, Fallmerayer, 53.

¹¹ William Martin Leake, Researches in Greece. London 1814, 61-63, 253f. Veloudis, Jakob Philipp Fallmerayer, 55.

sion oder geopolitischen Veränderungen stellen musste, da sie unter dem Schutzmantel des Sultans sicher wirken konnte.

Als Gefahr für die Weltpolitik sah er das Erstarken der Slawen und das Streben der Russen nach Ausbreitung ihres Machtgebietes, die orthodoxe Religion sei das einigende Band – Sorgen machte Fallmerayer konkret Bulgarien, das zu dieser Zeit noch unter osmanischer Verwaltung stand, aber verstärkt in den Aktionsradius des Zarentums kam. Seine vermeintliche Russophilie führte sogar zu Anschuldigungen, er sei ein Agent des Zaren gewesen.

Mit seiner pointierten Formulierung der Unterbrechung einer Kontinuität zur Antike provozierte er sofort einen Sturm der Entrüstung philhellenischer und politischer Kreise, schwang sich Bayern doch gerade auf, für Griechenland den König zu stellen.

Fallmerayer erweckte den Eindruck, dass er den Griechen das Recht auf einen eigenen Staat absprechen wollte, da sie slawischer Abkunft seien. Dabei meinte er genau das Gegenteil: Er kritisierte das langsame Vorgehen der europäischen Mächte Frankreich, Russland und England bei der Unterstützung der neuen Staatenbildung (Österreich war ja traditionell eher pro-osmanisch ausgerichtet). Die „klassische Berausung“ der Philhellenen, gegen die er sich wandte, war ihm ein Dorn im Auge; und er untergrub mit seinen Ausführungen die seit den 1820er Jahren wogende Griechenlandbegeisterung und das Ansinnen der Bayern, in Hellas Fuß zu fassen. Ludwig I. (1825-1848) hatte die geistige und materielle Hilfe für die Griechen zu seiner Politik erhoben. Friedrich Thiersch, der den Münchner Griechenverein leitete, unterstützte den „ersten Philhellenen“ Ludwig und konnte Otto, den zweitgeborenen Sohn Ludwigs, als griechischen Thronanwärter im Oktober 1829 durchbringen.¹² Allerdings dauerte es noch bis zum August 1832, ehe Otto inauguriert werden konnte.¹³ Otto wurde im Laufe seines Lebens zum Griechenlandverehrer, der auch nach seiner Rückkehr nach Bayern hellenischem Lebensstil huldigte. Warum kam Bayern zum Zug? – Es durfte keine dynastische Verbindung zu den Herrscherhäusern Englands, Frankreichs oder Russlands geben. Das

¹² S. Jan Murken, König-Otto-von-Griechenland-Museum der Gemeinde Ottobrunn (Bayerische Museen 22), München 1995.

¹³ Erst im Oktober 1832 wurde Fallmerayer zum korrespondierenden Mitglied der bayerischen Akademie gewählt – verzögert war das Ganze durch Ludwig worden, obwohl sich die gelehrte Republik deutlich für die Aufnahme Fallmerayers ausgesprochen hatte.

Problem des ersten Herrschers, der provisorisch in Nafplion auf der Peloponnes residierte, war folgendes: Es musste eine Nation und ein Staat geschaffen werden, also ein nationales Bewusstsein und ein funktionierendes Staatswesen.¹⁴

Fallmerayer dekonstruierte eine liebgewonnene, durch die klassische Bildung übersteigerte Projektion. Die neuhumanistische Vision eines wieder zu errichtenden Hellas sah in den Bewohnern der griechischen Landstriche direkte Nachkommen Homers und blendete die kulturgeschichtliche Realität einfach aus – das orthodoxe Christentum jahrhundertlang als einigendes Band der griechischen Bevölkerung unter osmanischer Dominanz kam nicht vor. Kritik an Fallmerayers Theorie war nicht nur emotional geprägt, es begann eine rege wissenschaftliche Diskussion. Bartholomäus Kopitar oder Johann Wilhelm Zinkeisen konnten Schwachpunkte in der Argumentation des Fragmentisten nachweisen.¹⁵ Vor allem die Ableitungen slawischer Ortsnamen sind nicht immer richtig. Die Erforschung von Toponymen, die Rückschlüsse auf die Population einer Region zulassen, wird bis heute fortgeführt, sie bestätigt eine massive slawische Einwanderung in den dunklen Jahrhunderten. Vor allem im Binnenland, also nicht in den Küstenregionen, siedelten Slaven. Für die byzantinische Zentralregierung war es schwierig, die Sklaviniai, also die slawisch dominierten Gebiete, wieder in die Verwaltung einzugliedern. Die Toponyme sagen etwas aus über die Ausdehnung und die Dichte der Besiedlung, allerdings ist damit keine Quantifizierung möglich. Die Toponomastik wird jetzt auch durch archäologische Forschungen unterstützt¹⁶ – und ist mittlerweile auch in Griechenland anerkannt. So wurden etwa in Olympia slawische Gräber entdeckt (das hätte Fallmerayer gefreut!).¹⁷ Die spätere serbische Expansion vor allem in Epirus hat überraschenderweise keine Spuren hinterlassen.

Fallmerayer verließ seinen Schreibtisch und machte sich auf, um vor Ort Feldforschungen zu betreiben und seine Thesen unterstützende

¹⁴ Reinhold Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I. Katalog zur Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums München 9. November 1999 bis 13. Februar 2000, München 1999.

¹⁵ Zitate bei Leeb, Fallmerayer, 62.

¹⁶ Johannes Koder, Zur Frage der slawischen Siedlungsgebiete im mittelalterlichen Griechenland, Byzantinische Zeitschrift 71 (1978) 315-331.

¹⁷ Tivadar Vida – Thomas Völling, Das slawische Brandgräberfeld von Olympia (Archäologie in Eurasien, 9), Rahden, Westf. 2000.

Fakten zu sammeln; er schob die Veröffentlichung des zweiten Bandes seiner Geschichte der Morea auf. 1831 brach er mit dem Grafen Alexander Ostermann-Tolstoi auf¹⁸ und begleitet zunächst Friedrich Thiersch, der nach Griechenland aufbrach, um Vorbereitungen für die Errichtung des Königreichs zu treffen. Fallmerayer umschiffte nicht allzu glücklich Griechenland, um mit dem Grafen nach Ägypten zu fahren, wo man seine Spuren auch im Tempel Ramses II. in Abu Simbel nachweisen kann (Graffiti). Fallmerayer interessierte sich für die Lebensformen und die Landschaft und schloss von den natürlichen Gegebenheiten auf die kulturelle Entwicklung. Begeistert besuchte er in der Folge die heiligen Stätten in Palästina.

Erst 1833 betrat Fallmerayer griechischen Boden, im Oktober 1833 ist er auf der Peloponnes, durchwandert die Halbinsel und wurde am 7. November von Otto in seinem provisorischen Regierungssitz in Nafplion empfangen. Otto schlug ihm vor, eine Professur an der neuen Athener Universität zu übernehmen, Fallmerayer lehnte ab. Auf seiner Reise durch Attika und Böotien fand Fallmerayer Beweise für seine Griechentheorie: In weiten Teilen war die griechische Sprache durch das Albanische ersetzt. In einem Brief an seinen Freund Johann Mayr formulierte er (11. Februar 1834) : „*Ganz Attika ist von albanischredenden Leuten bewohnt und selbst in der Hauptstadt <Athen> fanden wir viele, die des Griechischen noch kaum zur Noth kundig sind.*“¹⁹

Wieder in München verarbeitete Fallmerayer seine feldforscherischen Beobachtungen. Es entstand nun ein Diskurs, an dem auch Friedrich Thiersch beteiligt war. Während Fallmerayer Ägypten und Palästina besuchte, war er in Griechenland unterwegs und fand für die Kontinuität der griechischen Sprache sensationelle Belege. Auf der Peloponnes im Großraum Nafplion konnte er Reste eines dorischen Dialektes, im Tzakonischen nachweisen.²⁰ Damit war ein starkes Gegenargument zu Fallmerayers These des gänzlichen Verschwindens alt-

¹⁸ Claire-Jeanne Keller, Jakob Philipp Fallmerayer als Reisebegleiter und Vertrauter des Grafen Alexander Iwanowitsch Ostermann-Tolstoi. In: Ellen Hastaba - Siegfried de Rachewitz (Hrsg.), „Für Freiheit, Wahrheit und Recht!“ (2009), 229-240.

¹⁹ Johann Chrysostomus Mitternutzner, Fragmente aus dem Leben des Fragmentisten, Brixen 1887, 19.

²⁰ Friedrich Wilhelm Thiersch, Über die Sprache der Zakonen (Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philol. u. hist. Kl. 1,9) München 1835.

griechischer/klassischer Kultur gefunden. Thiersch verfasste zwanzig Jahre später sogar eine Grammatik dieser Sprache.

Die Kontroverse zwischen dem Philhellenen und dem „Hellenentödter von Landshut“²¹ wurde heftig. 1835 ließ Fallmerayer den zweiten Band seiner Geschichte von Morea erscheinen, und die Diskussion setzte sich fort, denn die Thematik war untrennbar mit der aktuellen Politik verbunden. Fallmerayer weitete seine Theorie auf ganz Griechenland aus: Er möchte ein national-griechisches Königtum errichten, und Europa solle sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes einmischen. Fallmerayers Weltbild entwickelte sich dann in den 1840er Jahren noch weiter – er geht von einer Zweiteilung Europas aus: der illyrische Bereich und der westliche, wobei Illyrien von der orthodoxen Religion geprägt sei und somit auch Russland mit ins Spiel käme. Das „dritte Rom“ war dem osmanischen Reich gegenüber feindlich eingestellt und verfolgte dann im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts eine intensive Expansionspolitik. Vor allem Bulgarien geriet in das Interesse Moskaus. Das soll hier nicht weiter ausgeführt werden, aber ein Splitter aus der jüngsten Vergangenheit zeigt Kontinuitäten: Im Zuge der unseligen Balkankriege vor mehr als zehn Jahren kam es zu einer Annäherung Griechenlands an Serbien, basierend auf der brüderlichen orthodoxen Gemeinschaft.²²

Soweit ein paar Ausblicke auf die theoretischen/ geschichtstheoretischen Überlegungen Fallmerayers. Der Gelehrte war aber auch ein begnadeter *Stylist*, seine Landschaftsschilderungen gehören zu den besten, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat (z.B. die Beschreibung des Mönchslebens auf dem Berg Athos oder das Diplomaten-Gastmahl auf Haida-Pasha). Die Nachdrucke und zahlreichen germanistischen Dissertationen belegen die Relevanz und Qualität seiner Schriftstellerei bis heute.²³

Stolz schreibt er, Fallmerayer, 1854 in sein Tagebuch: „<7. Januar 1854> „*Prosa-Muster aus den Fragmenten in nordischen Sammel-*

²¹ Konstantin von Höfler, Erinnerungen an Philipp Jacob Fallmerayer: Ein Licht- und Schattenbild, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 26 (1888), 395-416, 400.

²² Dazu Paul Speck, Schlecht geordnete Gedanken zum Philhellenismus. In: Alfred Noe (Hrsg.), Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780-1830 (Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft 6), Amsterdam 1994, 1-16.

²³ Elisabeth Antonopulo, J. Ph. Fallmerayer. Eine Untersuchung der „Fragmente aus dem Orient“. Wien, Diss. 1948, 161.

*werken; inter primos Germaniae auctores ex genere eorum, qui historias conscribunt.*²⁴

Sind von der ersten Griechenlandreise kaum Tagebucheintragen vorhanden - Fallmerayer hatte Teile seiner Aufzeichnungen in den 1850er Jahren vernichtet - , so werden sie ab 1840 dicht. Er hält penibel seine Eindrücke, Bekanntschaften und Gedanken fest. Zwar reicht der Informationswert nicht an die Briefe von Bettina Schinas, geborene von Savigny, aus den Jahren 1834 und 1835 heran,²⁵ sie zeigen aber einen treffsicheren Schreiber, der mit wenigen Worten eindrucksvolle Bilder erzeugen kann und nach größeren Zusammenhängen sucht.

Zum zweiten Mal kam der Fragmentist 1841 auf die südliche Balkanhalbinsel, wo er sich im Oktober / November 1840 zu Manuskriptstudien auf dem Berg Athos aufhielt – das Athosfragment zählt zu dem besten, was jemals über diesen Landstrich geschrieben wurde - , reiste dann nach Thessalonike und schließlich nach Süden, um Territorium des griechischen Staates zu erreichen. Dort ist er eine Berühmtheit: *„Ich reiste als „Tirolese“, um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen sicher zu sein. Das half noch in Zitun (=Lamia), in Stylida und auch noch im ausgestorbenen Chalkis (Negroponte), wo seit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menschenleeren Häusern und grasbewachsenen Plätzen liegt ... In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, uns statt wie Zephalus in schwärmerischer Einsamkeit durch die lieblichen Szenerien des tymianduftenden Hymettus zu streifen, musste ich – o des harten Loses – dem griechischen Volke über meine Slawenthesis Rede stehen.*²⁶

In Athen blieb er fünf Wochen, wo er manchen Streit mit Gelehrten ausfocht. Er kehrte nach Bayern zurück, seine als Akademie-rede konzipierte Schrift „Politik des Orients“ wurde durch das Eingreifen Friedrich Thierschs abgewiesen (der „hellenische Kredit“ in Europa sei verloren gegangen), erschien dann aber in der Allgemeinen

²⁴ Gemeint ist: Meyer's Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker für alle Stände. 358: Jakob Philipp Fallmerayer, Hildburghausen 1853

²⁵ Ruth Steffen (Hrsg.), Leben in Griechenland 1834 bis 1835. Bettina Schinas, geb. von Savigny. Briefe und Berichte an ihre Eltern in Berlin. Münster 2002.

²⁶ Feigl – Molden (Hrsg.), Jakob Philipp Fallmerayer, Schriften und Tagebücher II 251-277 („Reise von Larissa an die Grenze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß“), 276f. “

Zeitung.²⁷ Die These Fallmerayers darin lautete: Russland strebe nach Eroberung Istanbuls, weil es wieder ein byzantinisches Imperium errichten wolle. Die Stärke des Zarenreiches liege darin, dass staatliche Gewalt und der religiöse Glaube eine Einheit darstellten. Ausserdem sei das westeuropäische Staatengefüge dadurch geschwächt, dass Staat und Kirche um ihre Einflussbereiche stritten.²⁸ Thiersch verfasste einen Gegenartikel, in dem er Fallmerayers Ausführungen als „angsterregende Vision“ ohne Realitätsbezug bezeichnet. Nur die Einsetzung westlicher Herrscher, so Thiersch, könne die Formierung eines „neuen byzantinisch-hellenischen Weltimperiums“ verhindern. Thiersch hatte Fallmerayer schon vorher als Griechenfeind titulierte, der eine türkische Erneuerung durch westliche Hilfe annehme und über die Abstammung der Griechen fabuliere.

Fallmerayer brachte in der Folge keine neuen Thesen auf, sondern beschäftigte sich mit der Zurückweisung der Anwürfe des „rus-sophoben Idyllenschreibers“ Thiersch.²⁹ Zurück in Bayern nimmt Fallmerayer aber zunehmend eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen/ wissenschaftspolitischen Leben ein – er wird sogar zum privaten Erzieher des Thronregenten Maximilian II.³⁰ Die „Fragmente aus dem Orient“ erscheinen, sogar Thiersch zollt ihm Anerkennung; die Diskussionen um die Slawenthese ist abgeebbt, die politische Realität in Griechenland hat Europa ernüchtert. Das Land besaß seit kurzem eine eigene Konstitution, die Otto I. 1843 annehmen musste – es war zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen – ein bizarrer Reflex ist in den Tagebüchern von Franz Grillparzer zu finden. Dieser kann nach neuntägiger Quarantäne nach Athen reisen (12. Oktober 1843): *„Wir fahren beim Gesandten vor und werden in sein Haus aufgenommen. Der Aufstand ist noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchstreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es scheint auf das Leben des Königs abgesehen gewesen zu sein. Vor Tische fahren wir mit Prokesch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß das. Der Tempel mag einer de grandiososten der Welt gewesen sein. Mehr als alle diese Trümmer interessieren mich die Quellen des Ilyssos, an denen Platon spazierenging ... Die*

²⁷ Leeb, Jakob Philipp Fallmerayer, 114

²⁸ Leeb, Jakob Philipp Fallmerayer, 114.

²⁹ Leeb, Jakob Philipp Fallmerayer, 115

³⁰ Helmut Gritsch, Jakob Philipp Fallmerayer und Maximilian II. von Bayern, in Eugen Thurnherr (Hrsg), Jakob Philipp Fallmerayer, 105-123.

*Bauwerke machten mich staunen, die Hügel und Flussbeete trieben mir die Tränen in die Augen. So ist denn der Hauptzweck meiner Reise verfehlt. Ich werde den Parnas, ich werde Delphi nicht sehen.*³¹ Die Schilderung Grillparzers entspricht der eines Bildungsbürgers seiner Zeit, der sich nicht wirklich mit realen Zuständen auseinandersetzen bereit ist.

Die dritte Reise Fallmerayers in den Orient fand ab Mai 1847 statt und dauerte knapp ein Jahr; diesmal nähert er sich Hellas von Westen an. Anhand seines Tagebuches sollen einige Eindrücke wiedergegeben und die Wahrnehmung des Landes gezeigt werden.³² Es handelt sich dabei um größtenteils unveröffentlichte Passagen. Im Gegensatz zur mündlichen Präsentation kann hier nur auf Bilder zweier Maler mit ganz unterschiedlichen Intentionen verwiesen werden: auf die des akademischen Malers Carl Rottmann³³ und die des Soldaten Ludwig Köllnberger.³⁴ Beide reisten nach Griechenland und hielten Land und Leute auch im Bild fest.

Fallmerayer startete am 18. Mai 1847 in Triest mit einem Schiff des Österreichischen Lloyd und erreicht am 23. Mai den Hafen von Patras: *„gleich nach 6 Uhr Morgens auf der Rhede vor Patras geankert; Stadt bedeutend verschönert und vergrößert seit 1842; wohnlich und wohlhändig anzusehen; grüne C... ; sechsständiger Aufenthalt, aber nicht auf das Land gegangen; Brief an Herrn von Bruck³⁵ in Triest geschrieben und meditabundus am Verdeck gewandert; feine Gesichtszüge der Jungen aus Patras“* dann *„um Mittag die Anker gehoben und zwischen den kleinen Festungen in den Golf gedrungen;*

³¹ Franz Grillparzer, Reisetagebücher, Berlin 1984, 329.

³² Die Passagen wurden anhand einer Kopie transkribiert – lateinische Wörter und Sätze werden nicht kursiv wiedergegeben – wenige Stellen können nur anhand des Originalmanuskripts entziffert werden (hier in Punkten angezeigt). Kommentare wurden sparsam angebracht.

³³ Christoph Heilmann – Erika Rödiger-Diruf (Hrsg.), Landschaft als Geschichte. Carl Rottmann 1797-1850. Hofmaler König Ludwigs I., München 1998; Ekaterini Kepetzis, „Griechenland ... ist gräulich schön“ – Carl Rottmanns Griechenland-Rezeption, in Horst-Dieter Blume – Cay Lienau (Hrsg.), Deutsch-griechische Begegnungen seit der Aufklärung (Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 5), Münster 2007, 65-90.

³⁴ Die Zeichnungen und Aquarelle Köllnbergers sind in Reinhard Heydenreuter – Jan Murken – Raimund Wünsche (Hrsg.), Die erträumte Nation. Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert. München 1995 abgebildet (nur in dieser 2. Auflage sind die Abbildungen farbig!); darin der Beitrag von Reinhard Heydenreuter, Der Soldat Ludwig Köllnberger (1811-1892) und seine griechischen Aquarelle, S. 113-165.

³⁵ Karl Ludwig von Bruck (1798-1860), einer der Gründer des Österreichischen Lloyd.

Oede an beiden Ufern bis Vostizza³⁶, wo um 3 Uhr auf eine Stunde geankert, die schönen neuen Häuser; die große Platane und die reizenden Natur-Terrassen; weisse Fustanellen - Messe mit dem ... am Strande schöner Anblick; um 10 Uhr Abends im schönsten Mondlicht die Station Lutraki erreicht; erst gen 1 Uhr Morgens Cubitum gegangen.

Pfingstmontag 24 Mai. Sonnengold mit circa 20° Wärme nach 7 Uhr früh; ausgeladen und die Oede von Lutraki³⁷ angesehen; Lorbeerrosen in der Blüthe; Lentisens und trauriges Gestein; nach dem Frühstück über den Isthmus auf der Lloydstrasse in weniger als einer Stunde Zeit; kein Haus, kein Feld, kein Leben; gen 9 ½ Uhr in Calamaki im Lloydssaal; Hütten und Häuser der Ortschaft wie vor 13 Jahren; bis 3 Uhr Nachmittags mit ab- und umladen des Vapors verweilt und gen 7 1/2 Uhr sole occiduo im Piräus vor Anker; Gastwirth „Hôtel d'Angleterre“ bis Lutraki Vorposten, in Calamaki der Patron selbst die Fremden zu accapariren; sorgt für Barke, Dogana³⁸, und Vetturin³⁹ nach Athen; traurige Fahrt im Mondschein durch die abgeschälte Ebene; um 10 Uhr Cubitum; trauriges Mondlicht über Athen, die Cypressen, den Palast und die Ruinen.

Dienstag 25. Mai. Sonnengold, circa 20° Wärme nach 6 Uhr früh; im-batis erst von 10 – 3 Uhr; v. Prokesch,⁴⁰ v. Gasser⁴¹ und Faber besucht in langer Sitzung; alle schilderten res graecas nach ihrer Ansicht; „die Regierung stark, Administration schlaff; wie Colletis die vier Portefeuilles verwaltet ohne in die resp. Cancelleyen zu gehen; domi sedet imperturbatus; ἀδελφὲ, Händedruck, Cameraderie in Massen omni die;“ griech. Minister sint von Stein, immobile, Cardinalpunkt, um den sich die | materiellen Interessen gruppieren,“ ait Prokesch. Man will nichts als Ruhe um zu arbeiten; Colettis⁴²,

³⁶ Die Stadt Vostizza ist das antike Aigio und liegt auf der Peloponnes. Vgl. Heydenreuter, Köllnberger, Nr. 6 (Lepanto [Naupaktos] 1834).

³⁷ Ort an der Landenge von Korinth.

³⁸ Zollbehörde; Abbildung bei Heydenreuter, Köllnberger, Nr. 32 (Piraeus 1837).

³⁹ Lohnkutsche.

⁴⁰ Daniel Bertsch, Anton Prokesch von Osten (1795-1876): Ein Diplomat Österreichs in Athen und an der Hohen Pforte. Beiträge zur Wahrnehmung des Orients im Europa des 19. Jahrhunderts (Südosteuropäische Arbeiten). München 2005.

⁴¹ Rudolf Freiherr von Gasser, bayerischer Gesandter in Athen.

⁴² Ioannis Kolettis (1773-1847), griechischer Politiker, der maßgeblich an der verfassungsgebenden Versammlung mitwirkte; er gehörte der französischen Partei (Γαλλικὸ κόμμα) an; vier Monate nach Fallmerayers Aufenthalt starb er.

*Mavrocordato*⁴³ u.s.w. gleich unbekannt dem großen Haufen; rex amatus in der That beim arbeitenden Volke. „Dieses Mal“, gingen nuper Berichte vom Lande ein, bringe man noch eine Deputirtenwahl zusammen; ein zweites Mal sei es wahrscheinlich unmöglich; es küm-mere sich niemand um das Treiben und Balgen der Kammer in Athen; Ordnung und Sicherheit bei täglichem Geschäft allein gesucht; 4-5 Millionen Drachmen jährlich defraudirt. Korinthengärten um Mesolongi ample; überall am Golf; Orangengärten um Anatoliko üppig strotzend; großer Gewinn von Korinthen.

Diner bei Prokesch im blühenden Garten unter Bäumen und Gestrüpp um 5 Uhr Abends, tum en Carosse in den Olivenhain und nachher lange Sitzung im Mondschein inter flores; um 10 Uhr Cubitum.

Mittwoch 26 Mai. Sonnengold. 20° Wärme nach 9 Uhr früh; von 10 Uhr bis 2 Uhr im Hôtel Prokesch bei Legat. sekretär von Weiss und beim General selbst gesessen und Politika verhandelt; die Mussuris-Geschichte⁴⁴ mit allen Details und Verhandlungen durchgehört; Griechenland werde bestrafen mit oder ohne die vōv Dynastie; Büffel-Politik der Angli und ruhige Klugheit der Russen: a) Ihr seyd die Orthodoxen Christen; b) Ihr seyd Griechen; Ihr seyd Bulgaren; Ihr seyd Serben!“ Einheit der Religion gegen den Occident; politisch schwach und getrennt unter euch und Russland gegenüber. Coletti ni français ni Russe wollte Epirus und Thessalien um ein freies Grchld zu schaffen, und lacht über die St. St. Sophiahelden der Phil. | Orthodoxen; alle Hetäristen sunt Philorthodoxen;⁴⁵ τὰ ἑλληνικὰ haben die Europäischen Schulgedanken hereingebracht und werden hier und in Moskof ausgelacht; Optimismus der Franzosen allgemein verspottet; Coletti und Mauro Cordato beide arm; Coletti hat etwa fl 10.000 Münzen; Mavro Cordatos nicht einmal so viel; Russia wollte regem Otho bekehren; Russi erwarten alles von der Zeit und erhitzen sich niemals wie die andern Diplomaten; überall Russische donativa bei Kirchen, Institutum und Privatum; Russi bauen sich Athenis einen Dom für Ambassade wie zu Byzanz ein Castell; item russisches Priesterinstitut unweit Ampelo-Kipi; Russi danken demüthigst bei Otho rex für den

⁴³ Alexandros Mavrokordatos (1791-1865), 1844 kurz Regierungschef.

⁴⁴ Kostaki Musuros Pasha, war osmanischer Minister für Griechenland – verteidigte die türkische Sache überall.

⁴⁵ 1839 tauchte eine philorthodoxe Verschwörung auf, die es König Otto freistellte entweder zum orthodoxen Glauben zu konvertieren oder abzdanken.

geschenkten Kirchengrund zur Kirche in Athen! Auch Zar rathet nunc dem Sultan Mäßigung, damit alle Bewegung schlafe, keine neue Kraft erwache; fratanto die radix unterbunden, ut arescet arbustum.

Um 6 Uhr Abends Diner beim Bayerischen Gesandten et confabulatio bis 9 Uhr; im Mondglanz langsam heim und nach kurzer Promenade vor dem Hôtel Cubitum gegangen.

Donnerstag 27. Mai. Sonnengold, fere 23 ° Wärme vor 9 Uhr früh, strenge Glut, Abends Gewitter mit starken Güssen etwa zwei Stunden lang; um Mittag Frau v. Gasser besucht und nachher im Schlossgarten gewandelt; domi Siesta gehalten bis Hr. Finlay⁴⁶ kam und son discours über Saint-Sépulcre⁴⁷ unterhaltend führte, item de meis studiis cum laude sprach; um 5 Uhr zu Prokesch und ibi mit Coletti, Piscatory, Werther und Weiß laute zu Mittag gegessen; | Caffé und warme Reden im Gebüsch bis uns das Wetter in das Haus trieb. Piscatory der französ., und Baron Werther⁴⁸, der preuss. Gesandte gingen zeitlich und Coletti blieb allein und redete bis gen 11 Uhr Nachts mit Laune und Leichtigkeit von Vergangenheit und Gegenwart des Landes, seinen Anfängen und Schicksalen, Coletti ist Walach aus Matzour im Pindus; Mediciner zu Padua; wohlhabend von Haus; aber alles geopfert im Aufstande; schwarzhaarig, wenig grau, κομοτροφῶν, noch jetzt würdevolles Antlitz; kluge Reden; kennt die Menschen; erhitzt sich nicht; legt uns seine Finanz- und Schuldentilgungspläne auseinander; soviel werfen die Olivenbäume; soviel die Maulbeerbäume; soviel die Korinthenweinberge (20.000 fl.); soviel das Akerland an Kapital und Zinsen ab; Coletti zum Regieren geboren; lasset Zeit und zehn Jahre Coletti-Regiment und Grchld hat Gewicht!

Freitag 28 Mai. dann zu Prokesch zu essen und nachher auf die Akropolis zu Rhangabis Rede bei der Jahresfeier der Alterthumsgesellschaft⁴⁹: Rex et Coletti adfuerunt; Vollmond durch die Säulenruinen des Parthenon vom | Hymettus still und traurig herüberblickend; Spazierfahrt nach Besichtigung und Erläuterung der Alterthümer docente Prokeschio, dann noch lange Promenade solitaire zu Fuß auf

⁴⁶ George Finlay, englischer Historiker (1799-1875). Zu dieser Begegnung Michael Grünbart, Eine flüchtige Begegnung: George Finlay und Jakob Philipp Fallmerayer in Athen 1847. In: Österreichische Osthefte 44 (2002) 667–674

⁴⁷ Das Heilige Grab in Jerusalem. Finlay brachte seine Studien dazu in diesem Jahr heraus: On the Site of Th Holy Sepulchre, with a Plan of Jerusalem (London 1847).

⁴⁸ Karl Freiherr von Werther (1809-1894), 1844-1849 in Athen.

⁴⁹ Alexandros Rizos Rhangabes, 1809-1892.

der breiten Strasse nach Kefissias im Vollmondschein und im Hause fächernde Mondsomerlüfte; gen 10 Uhr heim und kurz vor 11 Uhr Cubitum.

Samstag 29 Mai. Sonnengold, 20° Wärme nach 7 Uhr früh; Nordlüfte, herrliche Zeit; Finlay-Haus gesucht, Dr. Röser et Prokesch gesprochen; Siesta; ----- bei Minister Gasser Abschied genommen; Denkbuch; Dr Linder Mayer besucht und bei Finlay gespeist; nach 8 Uhr heim und subito Cubitum voll Schlaf und Ermattung.

Dreifaltigkeitssonntag 30 Mai. Sonnengold mit 21° Wärme im Schatten nach 8 Uhr früh; Abschied bei Dr. Röser, Stallmeister Mic... und Hofapothecker Landerer und freundliche Grüße ab omni parte; Faber nicht getroffen; Prokesch und Weiß zweimal noch besucht und zur letzten Instruktion; Coletti mit Dr. Rhangabi machen zu Wagen in Person ihre Besuche meiner Wohnung: nach drei Uhr traurig das Hôtel verlassen und in fächernden Lüften in den Piräus hinab; Mondnacht.“

Fallmerayer reiste nach seinem von ausgedehnten Kontakten mit Meinungsträgern im griechischen Staate gekennzeichneten Aufenthalt weiter nach Konstantinopel, wo er auch intensive Gespräche mit Politikern, Diplomaten und Gelehrten machte. Sein Türkei bild ändert sich – er sieht die Chance des osmanischen Reiches, sich selbst (ohne westliche Hilfe) zu erneuern. Die Anerkennung des Sultans ist ihm dadurch sicher gewesen, er erhält nicht zuletzt deswegen einen türkischen Orden, aber das ist eine andere Geschichte.⁵⁰

Schluss

Fallmerayers Schriften boten sich an, als Nährboden für ideologischen Missbrauch zu fungieren. Nicht nur um die Zeit des Ersten Weltkriegs, auch in der nationalsozialistischen Epoche konnten seine Ideen Thesen / Rechtfertigungen stützen und Aktionen auf dem Balkanraum auch ideologisch unterfüttern.

Ein Beispiel für die Stimmung der Zeit ist etwa Herbert Seidlers Beschäftigung mit Fallmerayer, in den 1940er Jahren geschrieben und von Franz Dölger 1944 der bayerischen Akademie der Wissenschaften

⁵⁰ Michael Grünbart, Jakob Philipp Fallmerayer und sein türkischer Orden. Briefe und Aktenstücke aus den Jahren 1847 bis 1849, Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift 44 (1995) 271–295.

als Abhandlung vorgelegt, allerdings erst 1947 erschienen.⁵¹ Leider birgt das Werk Fallmerayers immer noch Versuchungen für Vereinnahmungen. So wurde im Jahre 2003 die Schrift „Das albanische Element in Griechenland“ in Tirana mit Kommentar gedruckt – die Stoßrichtung ist klar.⁵² Erfreulich ist allerdings, dass mittlerweile fast alle Schriften des Fragmentisten auch in neugriechischer Übersetzung vorliegen. Neben dem Wegbereiter für die byzantinische Rechtsgeschichte Zachariä von Lingenthal gehört er sicher zu den Archegeten der byzantinistischen Geschichtsforschung. Zwar gab er am 19. Juli 1847 das Versprechen „die byzantinische Historia“ zu schreiben, hielt dies aber nicht ein. Anders als viele seiner Zeitgenossen ging er nüchtern an die Beurteilung der Zustände in Griechenland heran: Natürlich entstammt er der klassischen Bildungstradition und sucht seine Antike im Süden, aber er hat sich schon früh mit den dortigen realen Verhältnissen auseinandergesetzt. Dass er schon vor 1821 Neugriechisch und Türkisch lernte ist dabei sprechendes Zeugnis. *Ad fontes* war sein Credo, dem er ein ganzes Leben lang treu blieb. Ludwig Steub schreibt in seinem Essay „Sommer in Oberbayern“: „Da sah ich eines Tages auch den späteren Hellenophagen Ph. Jakob Fallmerayer, der zwanzig Jahre darnach mein guter Freund geworden, mit dem damals noch sehr unbedeutenden, bei seiner Mutter in Augsburg wohnhaften Prinzen Louis, später Napoleon III., in eifrigem Gespräch.“⁵³ Fallmerayer ein Hellenophage? So stimmt es wohl nicht ganz. Er kritisierte den Philhellenismus, der nur in den Köpfen stattfand und rasch erlahmte. Fallmerayer ist verärgert über die Kreise, die die byzantinische und postbyzantinische Zeit einfach übersehen und die Realität verleugnen. Für die Unterstützung der bayerischen Sache war das natürlich Gift, aber die Ernüchterung erfolgte spätestens in den 1840er Jahren. Fallmerayer ein Hellenophage? Wahrscheinlich wäre Philhellenophage treffender

⁵¹ Herbert Seidler, Jakob Philipp Fallmerayers geistige Entwicklung: Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts (Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., NF, Heft 26), München 1947.

⁵² Jakob Philipp Fallmerayer, Elementi shqiptar në Greqi (= Das albanische Element in Griechenland) (Elementi shqiptar në Greqi ; Biblioteka e librit historik), Tirana 2003.

⁵³ Ludwig Steub, Sommer in Oberbayern. München 21949, 144.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder, Münster 2011

Zum dokumentarischen Wert von Fürst Pückler-Muskau's Griechenlandbericht

Regine Quack-Manoussakis, Nafplion

Mit Pücklers Griechenbild und seinem Griechenlandbild habe ich mich in der Vergangenheit mehrfach beschäftigt. In der *ATHENE* (2003) habe ich einen kurzen Gesamtüberblick über Pücklers Bericht gegeben, der von seiner Reise durch Griechenland handelt. Diese Reise führte den Fürsten während des ganzen Jahres 1836, quasi vom ersten bis zum letzten Tag, in alle Teile des seit 1929 befreiten Griechenland, zu den Ionischen Inseln und in den letzten beiden Monaten des Jahres zu den Inseln des Archipelagus und nach Kreta. Pückler hat seine Griechenlandreise ausführlich in drei Buchbänden beschrieben, die in unorthodoxer Reihenfolge erschienen sind. „*Der Vorläufer*“, der 1838 herauskam, beschreibt den letzten Teil der Reise vom September bis zum Dezember 1836, während sich Band 2 und 3 des „*Südöstlichen Bildersaals*“ mit dem Untertitel „*Griechische Leiden*“, die 1841/42 erschienen, auf Pücklers Reise von Patras nach Athen und seine anschließende Rundreise durch die Peloponnes sowie zu den Ionischen Inseln beziehen. (In Band 1 des „*Südöstlichen Bildersaals*“ beschreibt Pückler den ersten Teil seiner großen Nordafrika-Orient-Reise, die fast sechs Jahre dauerte und ihn von Algerien nach Tunesien, über Malta nach Griechenland und dann weiter nach Ägypten bis Syrien und von Jerusalem über Kleinasien und Konstantinopel zurück nach Europa führte und über die er insgesamt 15 Buchbände veröffentlichte.)¹

¹ [Pückler-Muskau] *Südöstlicher Bildersaal*, Stuttgart 1840/41, Bd.2 u.Bd.3 (mit dem Untertitel „*Griechische Leiden*“.) (In der Folge der Kürze halber zitiert als SÖB 2 u..3.) - Derselbe, *Der Vorläufer*, Stuttgart 1838.- Leichter erreichbar ist heutzutage ein häufig wiederaufgelegter Neudruck, *Fürst von Pückler-Muskau, Südöstlicher Bildersaal. Auf Grund der Originalausgabe ...mit einem Nachwort von Klaus Günther Just, hrsg. von Georg A.Narciss* , Bibliothek klassischer Reiseberichte [1968]. Es handelt sich hierbei um eine etwa um die Hälfte gekürzte Ausgabe. (In der Folge zitiert als *Ausgabe 1968.*)

In einem Aufsatz in den „*Philhellenischen Studien*“ (Bd. 13, 2007) bin ich der speziellen Frage nachgegangen, wie Pückler das griechische Volk gesehen und beurteilt hat. Und Pücklers Erleben der griechischen Landschaft insbesondere habe ich in der *CHOREGIA* (7, 2009) ausführlich dargestellt.² Zu Pücklers Griechenbild und seinem Griechenlandbild hier noch einmal Stellung zu nehmen, veranlasst mich der Beitrag von Albert Meier, der in dem Band „*Graecomania*“ bei Walter de Gruyter 2009 erschienen ist.³

Zunächst ist die anfängliche Behauptung Meiers zu beanstanden, dass man über Pücklers „*tatsächliche Griechenland-Reise*“ nur das wisse, „*was vier Jahre später unter dem Titel ‚ Griechische Leiden‘ im Rahmen des dreiteiligen ‚Südöstlichen Bildersaals‘ veröffentlicht wurde*“ (S.262). Dieser Irrtum mag auf Klaus Günther Just zurückgehen, der leider auch einen ganzen Band des aus drei Buchbänden bestehenden Pücklerschen Griechenlandberichts ignoriert. Eine sehr verschlungene rote Linie zierte die Innenseite des Vorder- und Rücken- deckels von Justs gekürzter Ausgabe. Sie zeichnet Pücklers Reise durch Griechenland nach, lässt aber die wiederum verschlungene Reiseroute des Fürsten zwischen September und Dezember 1836 ganz unberücksichtigt. (Siehe *Ausgabe 1968*, vgl. oben, Fn.1.) Wie eingangs erwähnt, hat Pückler diesen Teil seiner Reise in dem Band „*Der Vorläufer*“ beschrieben, der bereits 1838 in Stuttgart erschien. Er bezieht sich auf Pücklers Reise durch Mittelgriechenland, einen zweiten

² 1. „War der Griechenlandsreisende Fürst Pückler-Muskau ein Philhellene?“ In: PHILHELLENISCHE STUDIEN Band 13: Ausdrucksformen des Europäischen und Internationalen Philhellenismus vom 17.-19.Jahrhundert“. Hrsg. von E.Konstantinou, Frankfurt a.M. 2007, S.227-236. (Internet: [http://www.europa-zentrum-wuerzburg.de/unterseiten/Band 13](http://www.europa-zentrum-wuerzburg.de/unterseiten/Band%2013))

2. „Auf der Suche nach Arkadien.- Die Reise des Fürsten Pückler-Muskau durch die Peloponnes im Jahre 1836.“ In: *CHOREGIA* Münstersche Griechenland-Studien Heft 7: Griechische Landschaften. Sehnsuchts- und Erinnerungsorte. Hrsg. H.-D. Blume und C.Lienau, Münster 2009, S.39-68.

³ *Graecomania. Der europäische Philhellenismus.* Hrsg. von Gilbert Heß, Elena Agazzi und Elisabeth Décultot, Walter de Gruyter, Berlin, New York 2009. Reihe: Klassizistisch-romantische Kunst(t)räume. Imaginationen im Europa des 19.Jahrhunderts und ihr Beitrag zur kulturellen Identitätsfindung, Bd.1. Hierin: Albert Meier, „Fühlt, was Wahrheit ist und was Fiction.“ Fürst Hermann von Pückler-Muskau's ‚Griechische Leiden‘, S. 261-273. - Der Sammelband beruht auf der Ersten Tagung der trilateralen Forschungskonferenz in Villa Vigoni, Menaggio 30.11.-03.12.2006.

Aufenthalt in Patras und in Athen sowie seinen nochmaligen Besuch der Peloponnes, in der Gegend von Monemvasia und Mystras. Letztere Tour unternahm er per Schiff von Piräus aus mit kurzen Zwischenstationen auf den Inseln des Saronischen Golfes und in Epidauros. Anfang November ging die Reise über verschiedene Inseln der Ägäis und Kreta schließlich weiter nach Ägypten.

Im ersten Teil seines Aufsatzes beschäftigt Meier sich eingehend mit dem vielschichtigen literarischen Rahmen, den Pückler seinem Werk gibt. Er nennt das die „unzuverlässige Ummantelung“; ich würde es schmückendes Beiwerk nennen, das einerseits aus der spielerischen Laune des Verfassers hervorgeht oder auch aus seinem literarischen Ehrgeiz als weithin berühmter Reiseschriftsteller. Meier misst nun dieser „unzuverlässigen Ummantelung“ ein so großes Gewicht bei, dass er meiner Meinung nach zu übertriebenen Schlussfolgerungen kommt. Er erklärt es für unmöglich, dahinter den „faktischen ‚Kern‘“ des Werks zu erkennen. (S.261). Nur „solange man diese ironische Selbstvernichtung des Reiseberichts souverän ignoriere“, ließen sich Pücklers „*Griechische Leiden*“ als „*durchaus vernünftige Auseinandersetzung*“ mit dem kürzlich befreiten Königreich Griechenland lesen. (S.263)

Klaus Günther Just hatte keine Schwierigkeiten, das ganze literarische Beiwerk „souverän zu ignorieren“, d.h. er hat für seinen Neudruck bewusst *die fiktiven Partien ganz gestrichen und die faktischen sowie anekdotischen Details stark reduziert*, in der Absicht, Pücklers Reisebericht nicht in Auswahl, sondern als eigenständige „Fassung“ zu präsentieren. (Siehe *Nachwort des Herausgebers* in der *Ausgabe 1968*, S.383) Und es ist ihm ohne Zweifel gelungen, nicht nur den faktischen Kern bloßzulegen, sondern den wesentlichen Gehalt des Pücklerschen Griechenlandberichts mit seinem unbestreitbar bedeutenden dokumentarischen Wert in der gekürzten Neuausgabe wiederzugeben.

Als das Wesentliche an Pücklers Griechenland-Deutung erkennt Meier sodann die Tendenz, „*den Klassik-Topos griechischer Heiterkeit ad absurdum zu führen*“. (S.264) Als Hauptbeleg dafür gilt ihm, wie z.B. auch Klaus Günther Just (S. 373) und Heinz Ohff⁴ Pücklers

⁴ Ohff, Heinz, *Der grüne Fürst. Das abenteuerliche Leben des Hermann Pückler-Muskau*, Piper Verlag München 1993, Taschenbuchausgabe Nr.3715, S. 213.

„Arkadien-Erlebnis“. Das oftmals wiederholte Zitat von Pückler, auch er könne mit Schillers Worten ausrufen: *„Auch ich bin in Arkadien gewesen! Und gewiss werde ich nie in meinem Leben Schnee und Schmutz wieder sehen, ohne Arkadiens fröstelnd zu gedenken“*,⁵ bezieht sich aber gar nicht allgemein auf seine Eindrücke von Arkadien, sondern ausschließlich auf seinen einwöchigen durch Schneestürme erzwungenen Aufenthalt im Kloster Megaspoleon, wo er sich noch dazu, aber quasi das einzige Mal während seiner ganzen Reise, über den sehr ungastlichen Empfang beklagte.

Seitenhiebe gegen eingefahrene Meinungen oder literarische Topoi, wie hier in Bezug auf Arkadien, sind in Pücklers Werk recht häufig anzutreffen. So habe beispielsweise bei den Nemeischen Spielen der Siegerkranz nicht etwa aus Lorbeer- oder Olivenzweigen bestanden, sondern aus Petersilie. (SÖB 2, S.133; *Ausg.1968*, S.221) Oder auch in Sparta, wo Pückler die wenigen Überreste aus der Antike besichtigt und sich dabei die schöne Helena auf ihrem Purpurlager vorstellt, wo sie *„den göttlichen Alexandros besser nach ihrem Geschmack fand als den grämlichen Ehemann“*. (SÖB 3, S.236; *Ausg.1968*, S.258) Als wesentliches Moment der Pücklerschen Griechenland-Deutung sind solche scherzhaften Einwürfe oder gewollt provokanten Bemerkungen aber nicht anzusehen. Pückler bezweckt mit seinem „Arkadien-Zitat“ durchaus keine Beurteilung der Landschaft Arkadien. Im übrigen findet auch er, später und ganz woanders, sein idyllisches Arkadien, ganz in der Nähe von Olympia, wo er die *Täler des Alpheus* als *wahrhaft arkadische Gefilde* schwärmerisch besingt. (SÖB 3, S.380; *Ausg.1968*, S.312.)

Pücklers Wintertour in der Peloponnes im Februar 1836, hatte ein anderes, ganz reelles Ziel. Er wollte nicht nur, sondern nach seinem Empfinden „musste“ er die Quelle des Styx, des Flusses der Unterwelt, sehen. Deswegen saß er eine ganze Woche im Kloster Megaspoleon fest, wo er sich *„wie in einer Mausefalle gefangen“* fühlte. Und deswegen unternahm er, unter den widrigsten Umständen und trotz aller Warnungen von Einheimischen, den Aufstieg ins Aroania-Gebirge über Kalavrita.

⁵ SÖB 2, S.161; *Ausg.1968*, S.71-72; vgl. hierin auch im *Nachwort* (S.372-74) die interessante Interpretation dieses Zitates durch Klaus Günther Just.

Sein Fazit aus dieser strapaziösen, ja zum Teil lebensgefährlichen Tour war folgendes: Im Anblick des Styx, der sich als Wasserfall vom Berggipfel herabstürzt, wünschte er „*mehrmals die unzuverlässigen Diffikültätsmacher zu allen Teufeln, die, wenn [er] ihnen geglaubt, [ihn] um eine der schönsten Erinnerungen aus [seiner] Lebensreise gebracht haben würden - denn die Szene war, abgerechnet ihre Klassizität, auch an sich erhaben und prachtvoll.*“ (SÖB 2, S.211; Ausg. 1968, S.99)

Trotz dieser Eigenbeurteilung seiner Styx-Tour haben verschiedene Pückler-Interpreten dieses Erlebnis immer wieder zum eigentlichen Arkadien-Erlebnis gemacht. Heinz Ohff reduziert Pücklers ganze Peloponnes-Erfahrung auf diese (negativen) winterlichen Eindrücke und übergeht die große Peloponnes-Rundreise zwischen Ende Mai und Ende Juli 1836 mit einem kurzen nicht klärenden, sondern Verwirrung stiftenden Absatz.⁶

Meier, der, wie gesagt, die Desillusionierung als ein Hauptmoment der Pücklerschen Griechenland-Deutung ansieht, behauptet, in den ersten beiden Kapiteln der „*Griechischen Leiden*“ sei „*beständig vom Frieren die Rede*“. Bestätigung für diese „Tatsache“ findet er ausgerechnet in dem fast 70 Jahre früher veröffentlichten Buch des Winckelmann-Schülers Johann Hermann Riedesel *Remarques d'un voyageur moderne au Levant* (Amsterdam 1773) (Siehe A.Meier, S.264-65) Dass in Griechenland die kältesten Wintermonate gewöhnlich zwischen Januar und März liegen und sich manchmal bis in den April hineinziehen, ist bekannt. Dass sich aber laut Meier die absurde Behauptung von Riedesel, die Berge um Attika seien während acht Monaten des Jahres schneebedeckt, durch Pücklers Angabe, dass es Anfang April 1836 in Athen noch kalt war, bestätige, ist abwegig. Der Winter 1835-36 in Griechenland war nach Pücklers mehrfachen Beobachtungen ein außergewöhnlich kalter. Und in die allerkälteste Zeit, den Februar 1836, fiel Pücklers Aufstieg ins Aorania-Gebirge über Kalavrita in der Peloponnes, zur Quelle des Styx.

Als weiteres Beispiel für Pücklers Hauptanliegen, „*den Klassik-Topos griechischer Heiterkeit ad absurdum zu führen*“, nennt Meier Pücklers Parnass-Besteigung, die sich darin resümiere, dass er sich die

⁶ Ohff, Der grüne Fürst, S.213. - Ausführlich auf Pücklers Peloponnes-Rundreise und sein intensives Erleben der dortigen Landschaft, mit vielen wörtlichen Zitaten, gehe ich in meinem Aufsatz in der CHOREGIA 7 (2009) ein. (S. oben, Fn. 2).

Musen in *Pelze gewickelt* vorgestellt habe und den griechischen Pegasus, wie er sich *mühsam ein Kräutlein aus dem Schnee hervorgesucht* habe. (Meier, S.264) Hier verfängt sich Meier nun selber in dem Schleier, den er willkürlich über Pücklers Werk breitet und unter dem angeblich schwer erkennbar ist, was Wahrheit und was Fiktion ist. Wahrheit ist in diesem Falle, dass Pückler im Januar 1836 von einer Anhöhe bei Patras in weiter Ferne das schneebedeckte Parnass-Massiv erblickt und seiner Phantasie in der üblichen scherzenden Weise freien Lauf lässt (*SÖB 2*, S.23; *Ausg.1968*, S.18.).

Ja, eine Parnass-Besteigung gehört zu den wenigen Abenteuern, die Pückler in Griechenland nicht unternommen hat. Sie lag zwar in seiner Absicht, als er im September 1836 nach dem Besuch von Delphi nach Arachova kam, wurde dann aber durch schlechtes Wetter verhindert. (Siehe *Vorläufer*, S.52) Höchst reelle Unternehmungen waren dagegen seine Styx-Tour mitten im Winter und im Sommer darauf der Aufstieg zum Gipfel des Taygetos-Gebirges. Und wenn diese Tour den Fünfzigjährigen auch so erschöpfte wie keine andere in seinem Leben, so hat er sie gewiss nicht bereut, sondern war im Gegenteil stolz darauf, dass er es bis zum Ziel geschafft hatte, was vor ihm nur dem General Church und Ibrahim Pascha gelungen war. Aber abgesehen von der großen Anstrengung haben ihn die einmaligen Landschaftsausblicke mit Begeisterung erfüllt, und dies versteht er, dem Leser mit seiner ausführlichen Beschreibung zu vermitteln.

Pückler reizten nun nicht nur die extremsten Bergtouren, sondern zu jeder Anhöhe fühlte er sich hingezogen. So musste er z.B. in Korinth, nach zehnstündigem Ritt aus Athen kommend, noch am selben Abend auf den schroffen Felsen hinauf reiten. Mit diesem seinem „Höhentrieb“, wie Pückler es selber nennt, folgte er wohl keinem Modetrend, wie Meier meint, *“um von dort herab den sentimental Genuß einer Dekadenz-Erfahrung zu suchen“* (S.268). Einem Mann wie Pückler, der an allem, ganz besonders aber an Landschaft so außerordentlich interessiert war, müssen wir heutigen Menschen diesen Wunsch, ja dieses Bedürfnis nachempfinden können, wir, die wir jederzeit und ohne körperliche Anstrengung die Möglichkeit haben, aus dem Flugzeug Landschaften wie auf einer Landkarte unter uns ausgebreitet liegen zu sehen.

Ich glaube, dass man den Untertitel *„Griechische Leiden“*, die Pückler den Bänden 2 und 3 des *Südöstlichen Bildersaals* gibt, nicht

allzu ernst nehmen darf, wenn der Verfasser auch selber betont, dass sein Griechenlandbericht diesen Titel von Anfang bis Ende verdiene. Dieser Untertitel fiel Pückler ein, als er kurz vor seiner Ankunft in Athen, dem Inbegriff klassischer Idolatrie, in Piräus tagelang krank und elend daniederlag. Pücklers Liebe zu pointierten Formulierungen ist unbestreitbar, es wäre aber völlig verkehrt, seine Griechenland-Erfahrung auf die negativen Aspekte reduzieren zu wollen. Laut Meier (S.267) „*erscheint das gegenwärtige Griechenland im ‚Südöstlichen Bildersaal‘ durchweg als philhellenischer Alptraum*“. Dagegen möchte ich Pücklers eigene Worte setzen, mit denen er seine Griechenlandreise abschließend beurteilt: „*Wer stark genug konstituiert ist, um täglich 10-12 Stunden zu Pferde, auf Maultieren oder zu Fuß ohne Unbequemlichkeit zurückzulegen, und der glühendsten Hitze, wie den unangenehmsten Wirkungen der Kälte zu widerstehen, wer ferner die Gefahr halsbrecherischer Wege, noch gelegentlicher Räuberanfänge scheut; wer unempfindlich gegen den Aufenthalt in Wohnungen ohne Fenster mit durchsichtigem Dache ist, und Myriaden von Wanzen, Läusen, Flöhen und Moskitos sich mit philosophischer Geduld hinzugeben vermag; wer zufrieden ist, zuweilen nur Brot und Zwiebeln nebst lauem Wasser und geharztem Wein zur Nahrung und zum Getränk zu erhalten; wer Gestank und Schmutz nur mit chemischem Auge betrachtet, das in diesen Dingen nichts als Naturstoffe gleich anderen sieht; wer allem diesem gewachsen ist und nichts dawider hat, obige Zustände dreimal teurer als europäische Bequemlichkeiten zu bezahlen - dem rate ich mit gutem Gewissen die Reise nach Griechenland an,...*“.

Wenn man das Zitat hier abbricht, wie Heinz Ohff (S.214) das tut, dann kann man daraus schließen, dass Pückler seinen Lesern eher von der Griechenlandreise abrät. Aber seine Bemängelungen beziehen sich nur auf Äußerlichkeiten, die durch die große Rückständigkeit Griechenlands in zivilisatorischen Dingen bedingt sind. Pücklers eigentliche Einstellung zu Griechenland kommt erst im zweiten Teil des Zitats zum Ausdruck. Demjenigen nämlich, der sich all den beschriebenen Strapazen gewachsen fühle, rät er sehr wohl die Reise nach Griechenland an und fügt hinzu: „*Ein solcher darf allenfalls den Titel meines Buches in «Griechische Freuden» umwandeln; denn er wird viel Genuß, Unterrichtung und kräftigende Abhärtung hier finden. Sein einziges moralisches Leiden möchte in dem Gefühle bestehen,*

das Lord Byron ausrufen ließ: «Griechenland ist ein schöner Leichnam!» Ich meine die Trauer darüber, daß man bis jetzt diesem herrlichen Lande, diesem hochbegabten Volke, selbst mit allen angewandten modernen europäischen Experimenten, noch immer kein neues organisches Leben einzuhauchen verstanden hat“ (SÖB 3, S.414f.; Ausg.1968, S.319f.).

Nein, enttäuscht, wie Heinz Ohff behauptet, war Pückler von seiner Griechenlandreise nicht, und gewiss hat er Griechenland auch nicht „*durchweg als philhellenischen Alptraum*“ empfunden, wie Meier meint. Auch Pückler selber hat sich noch ein anderes Mal „*abschließend*“ über seinen Griechenlandaufenthalt geäußert, und zwar an etwas versteckter Stelle, weswegen er damit selten, wenn überhaupt schon vor mir zitiert worden ist. Auf S.191 des „*Vorläufers*“, dort wo er, im November 1836, zum zweiten Mal das griechische Festland verlässt, um seine Reise zu den Inseln der Ägäis anzutreten, schreibt er: „*So war denn Griechenlands Kontinent zum zweiten Mal hinter mir zurückgewichen - Griechenlands, dem ich nur einen flüchtigen Besuch zgedacht und das mich doch, ich weiß selbst nicht wie, ein Jahr lang festgehalten. Aber es hat durch alle Zeiten seinen Zauber geübt, und manche wurden sich desselben erst bewußt, als sie es nicht mehr sahen; ich aber habe ihn wohl erkannt unter Not und Entbehrung und mit voller Seele mich ihm hingeegeben. Möge ich nun dies Land des süßen Ungemachs, dies abgestorbne und wiedergeborne, dies von unsterblichen Taten widerhallende und von unsterblichen Werken zeugende Land wieder betreten oder nicht - so lange ich lebe, wird es meinem Andenken tief, und mit dauerndem Genusse eingepägt bleiben!*“

Ich glaube, man braucht sich mit Pücklers dreibändigem Griechenland-Bericht nicht sonderlich schwer zu tun. Trotz allem Versteckspiel mit Pseudonymen und fiktiven Erzählerfiguren bestand von vornherein kein Zweifel daran, wer der Griechenland-Reisende und Berichterstatter war: Der Fürst Pückler-Muskau, der das Reisen zu seinem Beruf und Lebensinhalt gemacht hatte und dessen Erstlingswerk, ein Bericht über seine Reise nach England und Irland während der Jahre 1826-1829, das unter dem Titel „*Briefe eines Verstorbenen*“ 1830 erschien, von Goethe persönlich höchstes Lob erhielt. Aus Goethes sehr ausführlicher Kritik zu Pücklers Werk möchte ich hier zum Schluss nur einige Passagen anführen, weil ich meine, dass sie ebenso

auf seinen Griechenland-Bericht wie auf seinen England-Bericht zu treffen. Goethe hebt wie folgt an: *„Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höheren Stand geboren, wo man sich nicht erst abzumühen braucht, um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmied seines eigenen Glücks zu sein....“*⁷

Zur Person und zur Reise wie auch zum Werk und der Darstellungsweise sagt Goethe dann u.a. noch Folgendes: *„Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höheren Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.“* (S.24) -Während des Reisens *„fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt, Ausflüge da- und dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Weges, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs“* (S.23-24).

„Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste in der größten individuellen Mannigfaltigkeit vor. [...] Man mag sich von ihm wie von einem lieben Reisegefährten nicht trennen eben da, wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern“ (S.25,26).

„Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland [...] sind meisterhaft geschildert. Man kann sich`s nicht anders möglich denken, als er habe, die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefasst; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung:“ (S.25) *– „Eigentlich sind es aber keine Be-*

⁷ Goethes Kritik unter der Überschrift „Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Zwei Theile. München, F.-G.Franckh 1830“ wird hier zitiert nach : Sophie Gräfin von Arnim, Goethe und Fürst Pückler, Dresden 1932, S.23-34. – Ausführlich über Entstehung, Herausgabe und weltweiten Erfolg der „Briefe eines Verstorbenen“, siehe das entsprechende Kapitel bei Heinz Ohff, Der grüne Fürst, S.158-170.

schreibungen, sondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuß machen muß und sich daran um desto mehr ergötzt, als man, weder durchnässt noch ermüdet, weder abnoch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.“ (S.28) – „Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neueste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher, um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen.“ (S.31)

Wenn wir Pücklers Reisebericht über Griechenland unter solchen „Goetheschen“ Gesichtspunkten ansehen, so müssen auch wir dem Verfasser dankbar sein, dass er all die Strapazen, die in Griechenland gewiss noch viel größer waren als in England, auf sich genommen hat, das Land vom einen Winkel bis zum anderen zu durchstreifen und zu erkunden und uns darüber in unglaublicher Detailliertheit zu berichten. Zu Recht nennt Klaus Günther Just Pücklers Griechenlandbild ein „von Grund auf wirklichkeitsgetreues“. (S.380) Pückler spüre den „Kontrast zwischen Barbarei und Kultur, Ursprünglichkeit und Zivilisation auf und benutzt ihn, um sein Bild Griechenlands farbig und spannungsreich zu gestalten“. Und wohl nicht zu Unrecht vermutet Just, dass Pückler „von diesen die griechische Gegenwart durchziehenden Kontrasten so fasziniert [sei], weil er in ihnen Strukturen seines eigenen Wesens wieder erkennt.“ (S.381) Dabei ist es ganz natürlich und selbstverständlich, wie auch Just betont, (S.374), dass alles persönlich Erlebte und Erfahrene aus der persönlichen Perspektive wiedergegeben wird. Das tut aber keineswegs der Glaubwürdigkeit des Verfassers und dem dokumentarischen Wert seines Werks Abbruch. Sehr richtig bemerkt Pückler selber dazu, dass die *individuelle Ansicht des Schreibenden* geradezu eine *Notwendigkeit für die Glaubhaftigkeit des Reisebeschreibers* sei (Vorläufer, S.114.).

Pücklers dreibändiger Griechenlandbericht von etwa 1500 Buchseiten ist außerordentlich reich an Informationen jeder Art. Der Verfasser beschreibt Landschaften, die er durchstreift oder von Anhöhen aus überblickt hat; er berichtet von zahllosen antiken Stätten, die er besichtigt hat; er gibt Geschichten über historische oder politisch aktuelle Ereignisse wieder, so wie er sie von Einheimischen oder fremden Ansässigen gehört hat; und er erzählt von Empfängen und Festlichkeiten, an denen er teilgenommen hat. Pückler war vielseitig, man kann fast sagen, allseitig interessiert. Er war ein genauer und einfühlsamer

Beobachter, er reiste wie ein Getriebener, weil er sich seinem Lesepublikum verpflichtet fühlte, nichts ungesehen zu lassen, und als passionierter Schriftsteller schrieb er in nächtelangen Sitzungen alles so nieder, wie er es als „*geistreicher, um- und einsichtiger Mann*“ gesehen und erlebt hatte. Und so können wir am Schluss auch noch ohne Bedenken den Satz beherzigen, mit dem Goethe seine lobende Kritik zu Pücklers Englandbericht beschließt: „*Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, sollte sich`s auch am Ende finden, dass einige Fiction mituntergelaufen sei*“ (S.34).

Es liegt in der Natur der Sache, dass für die Erforschung der neugriechischen Geschichte Berichte von ausländischen Reisenden eine wichtige Rolle spielen. Besonders vor der griechischen Revolution von 1821 bilden diese Berichte quasi die einzige dokumentarische Quelle. Aus der Zeit des Freiheitskampfes 1821-1829 gibt es einige Memoirenwerke von griechischen Kämpfern, aber die Memoiren von fremden Kampfteilnehmern sind auch hier in der Überzahl. Und auch nach der Gründung des griechischen Staates und dem Beginn des systematischen Staats- und Verwaltungsaufbaus einschließlich der Archivierung von Dokumenten sind Reiseberichte von Fremden immer noch von Bedeutung.

Dass der dokumentarische Wert von Pücklers Griechenlandbericht neuerdings auch von griechischer Seite hoch eingeschätzt wird, geht daraus hervor, dass nach der gekürzten Ausgabe von Klaus Günther Just eine vollständige Übersetzung ins Griechische angefertigt worden und eine Herausgabe durch Alexandros Papageorgiou-Venetas unter Förderung der griechischen Nationalbank in Vorbereitung ist.

Ich selber war mir, seit ich mich vor einigen Jahren mit Pücklers Griechenland-Bericht zu beschäftigen begann, bewusst, dass Pücklers so sehr ausführliche Beschreibung seiner Griechenlandreise mit ihren vielfältigen Erlebnis-Facetten auch für die griechischen Geschichtsforschung und das allgemeine Publikum von besonderem Interesse sein müsste. Deswegen habe ich unter verschiedenen thematischen Gesichtspunkten Teilabschnitte aus Pücklers Griechenlandbericht ausgewählt und ins Griechische übersetzt. In den *Nafpliaka Analekta*, einer umfänglichen Ausgabe, die alle paar Jahre über Geschichte und Literatur der Stadt Nauplia herausgegeben wird, ist 2004 meine Übersetzung erschienen „*Der Besuch von Fürst Pückler-Muskau in Nauplia*“. „*Helden und Episoden aus dem griechischen Freiheits-*

kampf. Nach der Erzählung des Fürsten Pückler-Muskau“ kam in der historischen Zeitschrift *MNEMOSYNE* (Athen 2003-2005) heraus, und „*Der deutsche Fürst Pückler-Muskau, der ‚Peloponnesier‘*“ erschien in den *PRAKTIKA* des 7. Internationalen Kongresses für Peloponnesische Studien (Athen 2007).

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Briefe der Bettina Schinas von gleich hohem dokumentarischen Wert sind wie Pücklers Bericht über Griechenland. Sie stammen von der Tochter des berühmten Rechtshistorikers Friedrich Carl von Savigny, die sich mit dem Griechen Konstantinos Schinas verheiratet hatte, und die an die Eltern in Berlin gerichtet waren. Sie betreffen dieselbe Epoche wie der Pückler-Bericht. Bettina kam Ende Oktober 1834 nach Nauplia, das die erste Hauptstadt des neu gegründeten griechischen Staates war, und lebte von April 1835 bis zu ihrem plötzlichen Tod im August desselben Jahres in Athen, der neuen Hauptstadt. Die Briefe der Bettina Schinas sind 2002 in einer wunderbaren Buchausgabe erschienen, mit dem Titel: *Leben in Griechenland 1834 bis 1835. Bettina Schinas, geb. von Savigny. Briefe und Berichte an ihre Eltern in Berlin»*, herausgegeben und erläutert von Ruth Steffen, Münster 2002. Ich werbe seit mehreren Jahren für eine Übersetzung dieser u.a. wegen ihrer Stoff- und Themenfülle hochinteressanten Briefe ins Griechische.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): *Choregia, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder*, Münster 2011

Was haben die Weine und die Saucen des Nikephoros mit Diplomatie zu tun?

Liutprand von Cremona in Konstantinopel

Georgios Makris, Münster

Zur Katastrophe in den Beziehungen zwischen Byzantinern und Lateinern kam es 1204 mit dem sogenannten Vierten Kreuzzug, der Einnahme und Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzritter und der Auflösung des Byzantinischen Reiches. Der griechische Geschichtsschreiber, der diese dramatische Entwicklung festhielt, war Niketas Choniates, einer der höchsten Beamten Konstantinopels, der zeitweilig sogar die kaiserliche Kanzlei leitete. Seine Darstellung der Ereignisse, die Umberto Eco in seinem Roman *Baudolino* verarbeitete, ist recht neutral und beruht größtenteils auf Autopsie. Bei der Plünderung Konstantinopels durch die Lateiner verlor der verwöhnte, reiche Niketas sein ganzes Vermögen, konnte aber immerhin mit den Seinen das nackte Leben retten. Dass seine Unvoreingenommenheit etwas zurücktritt, wenn er auf die Lateiner zu sprechen kommt, ist im Hinblick auf sein persönliches Schicksal durchaus verständlich.

Das Geschichtswerk des Niketas hat einen stark rhetorischen Charakter. Insbesondere an den Höhepunkten des Geschehens versteht er es, zahllose Zitate und Anspielungen in die Darstellung einzuflechten, heidnische und christliche Textstellen miteinander zu koppeln, um dadurch seine gebildeten Leser anzuregen und zu unterhalten. Bei den Zitaten halten sich Homer und die Psalmen einander ungefähr die Waage, und es folgen die übrigen Bücher des Alten Testaments.

Die Schilderung der Einnahme und Plünderung Konstantinopels beginnt er mit den Worten: „Kein Zeichen, weder am Himmel noch auf Erden kündigte all diese Unglücksschläge der Kaiserstadt [Konstantinopel] an, was doch früher oft geschah, wenn Mord und Untergang drohten. Weder regneten blutige Tropfen vom Himmel, noch nahm das Getreide die Farbe des Blutes an.“ Hierbei spielt er auf die Verkündung mittels Blutregens des bevorstehenden Todes des Sarpedon

in der Ilias (16, 459) an, um dann fortzufahren: „Auf leisen Sohlen und mit lautlosen Händen kam Dike [die antike Personifikation der Gerechtigkeit, die Strafe] wie eine rächende Erinnys über die Stadt und über uns und machte uns zu den Unseligsten unter den Menschen.“ Anschließend schildert Niketas die eigenen Erlebnisse stufenartig: Beim Versuch zu entkommen mussten die Konstantinopolitaner der marodierenden Soldateska der Eroberer aus dem Weg gehen; sie mussten die Stadt des Kaisers, die Königin aller Herrscherstädte, wie Brüder der Sirenen, Gefährten der Straßen, gefüttert mit Zwang, getränkt mit Wasser des Zornes verlassen [mit diesen pathetischen Ausdrücken spielt Niketas in einem einzigen Satz drei Mal auf Hiob und ein Mal auf Jeremias an]. Die Griechen auf der Flucht mussten mit ansehen, wie ihr Patriarch höchstpersönlich ohne Ranzen, ohne Gold in seinem Gürtel, ohne Stab und Schuhe mit ihnen aus der Stadt zog. Sie mussten die Verachtung der Landbevölkerung, des gemeinen Gesindels vom Marktplatz, wie Niketas sie nennt, über sich ergehen lassen – Niketas war ein überzeugter Aristokrat, er gehörte der Oberschicht an; sie mussten sich obendrein dem Hohn derjenigen griechischen Landsleute aussetzen, die von den Lateinern die aus den Kirchen geraubten Zimelien abkauften, als hätten diese aufgehört, Gott zu gehören - Niketas war ein frommer Mann strenger Observanz; sie mussten mit anschauen, wie die Lateiner schwelgten und prassten und sich zügellos gehen ließen; wie sie alle römischen [d.h. griechischen] Einrichtungen verspotteten und purpurgesäumte Gewänder anzogen, wie sie mit Schreibfedern und Tintenfassern herumliefen, um die byzantinische Oberschicht als Schreiberlinge zu verhöhnen - Niketas verfügte über ein ausgeprägtes Schichtzugehörigkeitsgefühl. Sie mussten schließlich mit anschauen, wie die Lateiner die von ihnen vergewaltigten Frauen, auch die vornehmen, entblößten Hauptes auf ihren Pferden mit sich herumführten und ihre mit feiner Leinwand überzogenen Kopfbedeckungen den Pferden auf den Schädel setzten.

Diejenige Vorhaltung gegen die Lateiner aber, die in dieser rhetorischen Steigerung die Spitze bildet, wirkt zunächst überraschend. „Den ganzen Tag“, schreibt unser Autor am Ende der Schilderung, „tranken sie ungemischten Wein und fraßen. Die einen stürzten sich auf unsere feinen Speisen, andere setzten sich zu ihren gewohnten Gerichten wie Rückenstücken vom Rind, in Pfannen gebraten, oder zerstückeltem, eingepökelttem Schweinefleisch, das mit zerdrückten Boh-

nen zubereitet wurde, ... zu Brühen aus Knoblauch und anderen scharf gewürzten Suppen“. An direkten Schimpfwörtern richtet Niketas ein einziges gegen die Lateiner, kein vulgäres natürlich, erst recht kein obszönes, sondern ein chauvinistisch-sozial konnotiertes: er nennt sie „Rinderfresser“, und mit dieser Verächtlichmachung sind wir beim Thema dieses Beitrags angelangt, bei der Bedeutung des Essens im Bericht des Bischofs Liutprand von Cremona an seinen Kaiser, Otto den Großen, über eine gescheiterte Mission nach Konstantinopel, sowie bei der Frage, welche Rolle das Essen in der Wahrnehmung des anderen, hier in der Wahrnehmung der griechischen Byzantiner des 10. Jahrhunderts durch Liutprand, spielen konnte.

Liutprand wurde um 920 geboren. Er war Norditaliener, gehörte einer angesehenen Familie an, die sich langobardisch nannte, wuchs am Hof von Pavia auf und erhielt eine hervorragende Ausbildung. Sein Vater ging 927 als Gesandter Königs Hugho I. nach Konstantinopel, doch starb er bald nach seiner Heimkehr. Liutprand erhielt einen treusorgenden Stiefvater, der ebenfalls diplomatische Gesandtschaften nach Byzanz für Hugho II. übernahm und Wert darauf legte, dass der Knabe die bestmögliche literarische Ausbildung erhielt. Die größte Aussicht, ehrgeizige Ziele zu erreichen, bot damals freilich die geistliche Laufbahn, und so wurde Liutprand Diakon. Als 945 Berengar Hugho II. ausbootete, wandten sich die Eltern Liutprands dem neuen Herrscher zu, der auch Liutprand in seine Dienste nahm und ihm 949 eine Gesandtschaft an den Hof Konstantinopels übertrug, das damals, unter Kaiser Konstantin VII, ein Zentrum des Geisteslebens und der Wissenschaft war. Im neuen Rom konnte Liutprand seine Griechischkenntnisse aufbessern und das byzantinische Hofzeremoniell kennenlernen. Seine Erlebnisse in der Kaiserstadt am Bosphorus schildert er im *Liber Antapodoseos* „Buch der Vergeltung“, voller Bewunderung insbesondere für die gegenüber einem Fremden übliche Empfangszeremonie und für die Verherrlichung des Kaisers in der Öffentlichkeit. Wenn sich im Thronsaal in Konstantinopel die Vornehmen vor dem Angesicht des Kaisers, die Vertreter des Volkes aber hinter Vorhängen versammelt hatten, wurde der Gesandte hereingeführt. In den drei Augenblicken, wo dieser den obligatorischen dreimaligen Kniefall vollführte, hob eine unsichtbare Maschinerie den in vollem Ornat auf dem Thron sitzenden Kaiser drei Mal in die Höhe, während vergoldete Löwen neben dem Thron zu brüllen und vergoldete Vögel auf einem

goldenen Baum vor dem Thron zu zwitschern begannen. Trat der Kaiser vor die Öffentlichkeit, so erschollen sofort die Heilrufe, allen voran: „Du mögest viele Jahre leben!“ und: „Möge Gott Dir hundert Jahre bescheiden!“

Das aber erwähnt Liutprand eigentlich nur nebenher und rechnet ansonsten im „Buch der Vergeltung“, das er 958 in Frankfurt zu schreiben angefangen hatte und an dem er zwei Jahre später auf der kleinen griechischen Insel Paxoi in der Nähe von Korfu, wohin es ihn aus uns unbekanntem Gründen verschlagen hatte, noch arbeitete, mit König Berengar ab. Irgendwann war er nämlich bei ihm in Ungnade gefallen, hatte angefangen, ihn glühend zu hassen, und war wie etliche weitere Norditaliener zur Konkurrenz jenseits der Alpen, zum Rivalen Berengars, dem Herzog der Sachsen und König der Ostfranken Otto übergelaufen. Der Schachzug erwies sich als glücklich, Liutprand hatte auf die richtige Karte gesetzt. Otto begab sich nämlich bald auf einen Italienfeldzug, überquerte die Alpen, erklärte Berengar für abgesetzt, und ließ sich im Februar 962 in Rom zum Kaiser krönen. Kurz zuvor, Ende 961, hatte er den hochgebildeten und welterfahrenen Liutprand, der als Diplomat in seinem Gefolge nach Italien gekommen war, zum Bischof von Cremona ernannt und ihm somit die Rückkehr in seine Heimatregion ermöglicht.

In dieser Zeit spielte der Westen für Konstantinopel eine untergeordnete Rolle, das Staatsinteresse war eher nach Norden und Osten, auf Araber und Slaven gerichtet. Byzanz herrschte noch über den Süden Italiens in Gegnerschaft zu den lokalen Fürstentümern von Benevento, Capua und Salerno, sowie zu den Arabern, war jedoch angesichts der Kämpfe in Kleinasien und auf dem Balkan mit dem Aufrechterhalten des Status quo zufrieden. Otto weitete allerdings, nachdem er sich zum Kaiser hatte krönen lassen und damit in die Angelegenheiten Italiens eingriff, seinen Aktionsradius auch in den Raum südlich von Rom aus und nahm auf Kriegszügen dorthin von den Herzögen von Benevento, Capua und Salerno Huldigungen entgegen. Byzanz, das die Oberhoheit über diese Gebiete beanspruchte, nahm seinem westlichen Nebenbuhler diese Kontakte natürlich übel. Das Konfliktpotential im Süden Italiens mutet freilich, verglichen mit dem Streit zwischen Byzanz und dem Westen bei der Christianisierung der Bulgaren ein Jahrhundert zuvor, eher läppisch an. Dies gilt auch für das sogenannte „Zweikaiserproblem“. Byzanz war kein

Nachfolgestaat des Römischen Reiches, sondern es war ebendieses Reich. So wie es nicht mehrere Päpste nebeneinander geben konnte, konnte es auch nicht mehrere römische Kaiser geben, es sei denn in einer Hierarchie, wie Diokletian sie durch die Tetrarchie eingerichtet hatte. Dennoch dauerte der Gesandtschaftsverkehr zwischen dem Westen und Byzanz auch nach der Krönung Karls des Großen fort. Anfang des 9. Jahrhunderts schrieb Kaiser Michael II. als *imperator Romanorum*, also als römischer Kaiser, an Ludwig den Frommen *glorioso regi Francorum et Langobardorum et vocato eorum imperatori*, „an den ruhmreichen König der Franken und Langobarden und deren sogenannten Kaiser“. Er spricht also Ludwig den Kaisertitel nicht grundsätzlich ab, sondern modifiziert ihn und stuft ihn als einen geringeren ein. Eineinhalb Jahrhunderte später, als die Klärung der Grenzfragen im Süden Italiens durch die Heirat Ottos II. mit Theophanu 972 bekräftigt wurde, bezeichnet Otto in der berühmten Heiratsurkunde einerseits sich selbst als *imperator augustus* und andererseits Kaiser Johannes II. Tsimiskis, den Onkel Theophanus, als *imperator Constantinopolitanus*. Es scheint so, als habe man die strittigen Punkte mehr oder weniger auszuklammern oder zumindest nicht sonderlich hervorzuheben versucht aus dem einfachen Grund, dass keine der beiden Parteien in der Lage war, die andere zur Anerkennung der eigenen Position zu zwingen. Doch kehren wir zurück zu unserer Ausgangsfrage, dem Problem der Herrschaftsbereiche im Süden Italiens nach dem Eingreifen Ottos in die Belange der Region.

Es kam zum Austausch einiger Unfreundlichkeiten und zu einer Reihe von kleineren bewaffneten Kämpfen, z. B. belagerte Otto das byzantinische Bari, allerdings ohne Erfolg. Letztendlich aber schienen beide Seiten auf Frieden und Freundschaft eingehen zu wollen und zwar so, dass keine einen Prestigeverlust hätte hinnehmen müssen. Überdies setzte der Pragmatiker Otto auf Heiratsverbindungen als wichtiges Instrument zur Stabilisierung seiner Herrschaft und richtete folglich sein Augenmerk auf eine byzantinische Prinzessin als Braut für seinen Sohn und Nachfolger Otto II., nämlich auf die im Purpur, d. h. als Tochter eines amtierenden Kaisers, geborene Prinzessin Anna. Er schickte darum den Cremoneser Bischof und Diplomaten Liutprand abermals an den Hof in Konstantinopel, diesmal als Brautwerber. Liutprand kam dort am 4. Juni 968 an. Nach mehrmonatigem Aufenthalt in der Kaiserstadt endete die Mission mit einem Fehlschlag: die

Ziele Ottos wurden durch Byzanz abgelehnt. Liutprand reiste am 2. Oktober ab und kehrte mit leeren Händen nach Italien heim. Zwar kamen die Ottonen bekanntlich später doch zu ihrer byzantinischen Prinzessin, jedoch zu Theophanu, nicht zu der ursprünglich gewünschten Anna. Diese heiratete später den Kiever Fürsten Wladimir, nachdem dieser und sein Volk, die Russen, sich hatten taufen lassen. Über die gescheiterte Gesandtschaft nach Konstantinopel erstattete Liutprand an Otto einen ausführlichen Bericht, den er dann überarbeitete und als eigene Schrift, als *Relatio de legatione Constantinopolitana*, veröffentlichte: „Bericht über die Gesandtschaft nach Konstantinopel“, oft einfach „*Relatio*“ oder „*Legatio*“ genannt.

Im Jahr 970 war Liutprand nach Cremona zurückgekehrt, mehrere Verträge aus diesem Jahr bezeugen seine Anwesenheit dort. Ob er Mitglied jener glänzenden Gesandtschaft war, die unter Führung des Kölner Erzbischofs, des Hl. Gero, 971 Theophanu von Konstantinopel abholte, ist nicht bekannt und m. E. wenig wahrscheinlich. In den ersten Monaten des Jahres 972 wird er gestorben sein. Als Mensch hatte er Vorzüge, war jedoch auch reich an Schwächen; ein eitler, temperamentvoller Individualist, der seine Person in den Vordergrund schob; hochgebildet und zugleich abergläubisch und nicht wirklich innerlich fromm; verschwenderisch im Lob und maßlos im Tadel als Schriftsteller, vollzog er offen Gratwanderungen. Dauernd ließ er seinen geistreichen Witz in boshafte Satire, in Sarkasmus und Zynismus ausgleiten, nicht zuletzt in der Schrift über die „Gesandtschaft nach Konstantinopel“. In diesem Werk, dem wohl berühmtesten und meistkommentierten mittelalterlichen Gesandtschaftsbericht, schlägt Liutprand einen ganz anderen Ton an als im Buch der Vergeltung, dem Kapitel über seine erste Mission in Konstantinopel im Auftrag Berengars. Anstelle der überschwänglichen Bewunderung über den kaiserlichen Hof lesen wir jetzt rüde Urteile sowie die für einen Gesandtschaftsbericht ungewöhnlichen Klagen und den Spott über die Speisen und Getränke der Griechen. Nicht weniger als zwölf Mal geht Liutprand in der *Legatio* in irgendeiner Form aufs Essen und Trinken ein, davon sechs Mal in Bezug auf offizielle Festessen beim Kaiser, der Rest sind allgemeine Äußerungen.

„*Am ersten Tag zog er [Nikephoros II.] mich an seinen Tisch*“, schreibt Liutprand und meint eine offizielle Einladung beim Kaiser. „Da er mich aber nicht für würdig erachtete, den Rang vor einem sei-

ner Großen einzunehmen, so kam ich auf den fünfzehnten Platz von ihm zu sitzen und hatte kein Tischtuch vor mir. ... Während der ekli- gen und widerwärtigen Mahlzeit, die wie bei Betrunknen von Öl triefte und mit einer weiteren sehr abscheulichen Fischlake [*piscium liquore*] getränkt war, richtete er an mich viele Fragen über Eure [d. h. über Ottos I.] Macht, Eure Königreiche und Eure Krieger. Als ich ihm der Sache und der Wahrheit gemäß antwortete, rief er: „*Du lügst, die Krieger Deines Herrn verstehen weder zu reiten noch zu Fuß zu kämpfen.*“ Anschließend soll der Kaiser, ohne Liutprand zu erlauben, eine Antwort zu geben, „*vos non Romani sed Langobardi estis!*“ ge- schrien haben: „Ihr seid keine Römer, sondern Langobarden“. Darauf will Liutprand dem Kaiser erwidert haben, die Bezeichnung „Römer“ finde in seiner Heimat eigentlich als ein Schimpfwort Verwendung: „*Langobardi, Saxones, Franci, Lotharingi, Bagoari, Suevi, Burgundi- ones*“ würden mit dem Wort „Römer“ alles bezeichnen, was es an Lastern nur gebe: Gemeinheit, Feigheit, Habgier, Protzertum, Lügen- haftigkeit.

Bei einer weiteren Einladung kommt vor Liutprand ein bulgari- scher Gesandter zu sitzen. Liutprand empfindet das als Beleidigung Ottos, steht auf und will gehen. Die Amtsträger des kaiserlichen Hofes lassen ihn jedoch nicht in seine Unterkunft zurückkehren, sondern nö- tigen ihn, in einem Wirtshaus mit den Dienern des Kaisers zu speisen. Der Kaiser schickt aber einen fetten Ziegenbraten nach, der wiederum, bemerkt Liutprand mit galliger Ironie, „*köstlich gewürzt mit Knob- lauch, Zwiebeln und Porree und mit Fischlake übergossen war*“. Bei einem weiteren Festessen, zu welchem auch Geistliche eingeladen wa- ren, soll Kaiser Nikephoros das Gespräch auf die Konzilien gebracht haben und Liutprand sie auflisten lassen – das Konzil von Nicaea, das Konzil von Konstantinopel, das Konzil von Ephesos, jenes von Kar- thago usw. - und ihm dann sarkastisch zugerufen haben: *Ha! Ha! He! Saxoniam dicere es oblitus*: „Du hast vergessen, das Konzil von Sachsen zu erwähnen“. Die beleidigende Bemerkung soll darauf abge- zielt haben, den christlichen Glauben der Sachsen als neu und unfest darzustellen und somit indirekt, jedoch unmissverständlich, den Sach- sen Otto selbst zu beleidigen. Der gesamte Gesandtschaftsbericht er- hält weitgehend Episoden dieser Art, doch sei hier nur noch ein letztes repräsentatives Beispiel angeführt. Bei einer Einladung an die Tafel des Kaisers in einer Sommerresidenz war auch des Kaisers greiser Va-

ter, der neunzigjährige glorreiche ehemalige General Bardas Phokas anwesend, der allerdings Liutprand *natus centum quinquaginta annis* vorkam, als wäre er vor 150 Jahren geboren worden. Anschließend empört sich der Bischof von Cremona gewaltig darüber, dass die Anwesenden nicht nur dem Kaiser, sondern auch dessen Vater ΕΙΣ ΠΟΛΛΑ ΕΤΗ, *ad multos annos* im Chor zuriefen. *Qua in re quam sint Greci stulti ... colligere possumus*: „wie idiotisch die Griechen sind, kann man eben aus dieser Tatsache schließen, dass sie ein langes Leben nicht bloß einem Greis, sondern einer Leiche wünschen“: *optant seni non solum sed silicernio*, schreibt Liutprand über den alten Mann.

Liutprands häufige, für einen Gesandtschaftsbericht ungewöhnliche Klagen und der permanente Spott über die Speisen und Getränke, die man ihm anlässlich mehrerer Bankette vorsetzte, wurden lange für anekdotenhaftes, unerhebliches Beiwerk gehalten. „Man würde unrecht tun“, sagt Leopold Ranke in seiner *Weltgeschichte*, „die Schilderungen als historisch anzuerkennen“. „Der Hass trübt Liutprands Blick für das Griechenland“ schrieb Emil von Ottenthal 1905. „Was haben die Weine und die Saucen des Nikephoros mit Diplomatie zu tun?“, fragte dann 1933 der scharfsinnige Mittelalterhistoriker Martin Lintzel. Das war für ihn eine rhetorische Frage, für die er die Antwort gleich mitlieferte: „nichts“. Heute können wir allerdings dieser Frage sehr wohl eine positive Antwort geben. Die Mediävistik des letzten Vierteljahrhunderts hat gezeigt, dass ein gemeinsames offizielles Mahl im Mittelalter friedens-, bündnis- und gemeinschaftsstiftenden Charakter hatte. Aus einem gemeinsamen zuträglichen Mahl Liutprands mit dem byzantinischen Kaiser hätten sich nach abendländischem Denken für Kaiser Otto Verpflichtungen freundschaftlicher Art (auch im politischen Sinn) ergeben, die jedoch infolge der Ablehnung der Ziele Ottos durch Byzanz – die Heiratsvermittlung scheiterte am Ende - unmöglich geworden waren. Die "Färbung" des Berichtes ist folglich nicht polemischer Selbstzweck, sondern Begründung und Rechtfertigung. Weil die Gesandtschaft gescheitert war, musste Liutprand als Gesandter Ottos das gemeinsame Mahl mit Nikephoros vermeiden oder schlecht machen: nicht in Wirklichkeit, sondern im Gesandtschaftsbericht. Darauf, dass er genau dies auf Kosten der Wahrheit getan hat, weisen Widersprüchlichkeiten in den Schilderungen hin. Bei der Fischlake, *piscium liquor*, handelte es sich um das

garum oder *oxygarum*, um eine Delikatesse, die Plinius im 1. Jh. n. Chr. in seiner großartigen naturkundlichen Enzyklopädie *Historia naturalis* als ein *liquoris exquisiti genus*, als exquisite Köstlichkeit bezeichnet. Dass an Liutprands Platz kein Tischtuch vorhanden war, verliert an Dramatik, wenn man weiß - und wir wissen dies aus zeitgenössischen Beschreibungen des Konstantinopolitaner Hofzeremoniells - dass bei offiziellen Mahlzeiten nur der Kaiser ein Tischtuch vor sich hatte, alle anderen dagegen nicht. Der fünfzehnte Rang der Tischordnung für Liutprand wirft sofort eine Frage auf: die in beleidigenden Tönen geführte Unterhaltung zwischen Kaiser Nikephoros und dem Bischof von Cremona soll während des gesamten Mahles stattgefunden haben. Wie konnten sich die beiden unterhalten haben, wenn sie so weit auseinander saßen? Wenn Liutprand nicht gelogen hat, kommt nur eine besondere Tischordnung in Frage, nämlich die in Form eines Kreises, wie etwa beim Abendmahl.

Der Apostel Jakobus als der Älteste soll immer an der ersten Stelle sitzen, doch kann diese seine Stelle auch für die zwölfte gehalten werden, je nachdem, in welchem Sinne man zählt.

Falls die Gäste des Kaisers im Kreis gesessen und das Gespräch zwischen ihm und Liutprand tatsächlich stattgefunden haben sollte, dann ist die Angabe Liutprands, er hätte einen schlechten Sitzplatz an der Tafel bekommen, tendenziös.

Die Liste der Unstimmigkeiten in Liutprands Gesandtschaftsbericht läßt sich beinahe beliebig verlängern. Über den Oströmischen Kaiser Nikephoros Phokas können wir hinsichtlich seines Charakters und seines Temperaments mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass er durchaus fähig wäre, einem ausländischen Gesandten gegenüber direkt und schneidend von der Überlegenheit der Konstantinopolitaner Kirche zu reden. Er war ein Soldatenkaiser, ein kriegerischer Herrscher von rauen Manieren: man nannte ihn in Anbetracht seiner Siege gegen die Araber *pallida mors Saracenorum* „den bleichen Tod der Sarazenen“.

Er lebte asketisch und war ausgesprochen fromm. Dass ein Gesandter aber diesem Kaiser erwidert haben könnte, ein Römer genannt zu werden (d.h. ein Byzantiner in der heute gängigen Terminologie), hieße feige zu sein, das ist undenkbar. Man wäre gegebenenfalls nicht unversehrt davongekommen. Möglicherweise war Liutprand in Kon-

stantinopel mit solchen Bemerkungen konfrontiert worden, die werden aber nicht dem Kaiser zu Ohren gekommen sein.

Udenkbar ist auch, dass Nikephoros über den relativ späten Zeitpunkt der Christianisierung der Sachsen informiert war und sich darüber lustig gemacht haben könnte. Den höhnischen Hinweis auf das nicht existente Sachsenkonzil, das Liutprand dem griechischen Kaiser in den Mund legt, und das auf den Sachsen Otto gewiss wie eine schneidende Beleidigung wirken und ihm die Unmöglichkeit eines Abschlusses mit den Griechen vor Augen führen sollte, können m. E. nur lateinische Prälaten in Italien erdacht haben, die Otto feindlich gesonnen waren. Und nicht zuletzt dies: Wie soll ein schweigsamer Nikephoros das alles bei offiziellen Anlässen gesagt haben? Das ist sicher unmöglich, denn auf Empfängen - wir wissen das nicht zuletzt genau aus Liutprands *Buch der Vergeltung* - sprach der Kaiser nie, sondern er ließ sprechen.

Die wiederholte Unterstellung von Beleidigungen ist ein vorgeschobener Entlastungsversuch für das Scheitern der Mission. Der Gesandtschaftsbericht des Liutprand ist aber nicht nur das. Er ist zugleich und nach wie vor anzusehen als ein in kräftig subjektiven Farben koloriertes, gegen Byzanz und den Kaiser Nikephoros II. gerichtetes Pamphlet eines Bischofs von sehr wohl cholericem Temperament, der an Nikephoros ärgerlich gescheitert war. Die Verdikte, die schrulligen Notizen und verbalen Ausbrüche Liutprands gestatten Einblicke in die Verhältnisse am Hof von Byzanz und in die griechische Kultur, auch in die Esskultur des 10. Jahrhunderts. Sie erhellen jedoch ebenso die Lebensumstände, die Verhaltensweise, das Innenleben und den Charakter des urteilenden Liutprand selbst. Dasselbe gilt im übrigen auch für Niketas Choniates. Realienkundlich gesehen erfahren wir aus dessen Bericht, dass die Kreuzfahrer „zerstückeltes, eingepökelttes Schweinefleisch, das mit zerdrückten Bohnen zubereitet wurde“ aßen, also nichts anderes als Bohnensuppe mit Einlage aus haltbar gemachtem Fleisch – für Truppen die übliche Kost. Mit seinen sonstigen abwertenden Äußerungen versucht Niketas den durch die Eroberung und Plünderung Konstantinopels durch die Barone des 4. Kreuzzuges verursachten Zusammenbruch seiner Welt und den Verlust seiner gesellschaftlichen Stellung zu verarbeiten, indem er, wie Liutprand, der Gegenpartei unterstellt, Knoblauch und scharfe Gewürze zu verwenden,

und so das ganze Register der hochmütigen Vorbehalte des Ausländers gegen die fremde Küche zieht.

Literatur

J. Becker, Die Werke Liutprands von Cremona, Hannover-Leipzig ³1915 (Edition mit wertvoller historischer und überlieferungsgeschichtlicher Einleitung).

P. Chiesa, Liudprandus Cremonensis. Opera omnia (= Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis, Bd. 156, Turnhout 1998. Jüngste Edition der Werke Liutprands im lateinischen Original; deutsche Übersetzung in: A. Bauer – R. Rau, Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit. Widuchinds Sachsen-geschichte, Adalberts Fortsetzung der Chronik Reginos, Liutprands Werke, Darmstadt 1971; englische Übersetzung: The Complete Works of Liudprand of Cremona, translated by P. Squatriti, Washington, D.C. 2007).

J.N. Sutherland, Liudprand of Cremona. Bishop, Diplomat, Historian. Studies of the Man and His Age (= Settimane di Studio del Centro Italiano sull' Alto Medioevo. Biblioteca degli "Studi Medievali", Bd. 14), Spoleto 1988.

R.-J. Lilie, Byzanz. Kaiser und Reich, Köln 1994.

J. Witowski, Polemik und Prophetie bei Liutprand von Cremona: Untersuchungen zu Liutprands Gesandtschaftsreise Kapitel 39-41, München 2008.

T. Hoffmann, Liutprand von Cremona am Hofe Nikephoros' Phokas (= Frühmittelalterliche Studien, Bd. 43), Berlin – New York 2009.

Aus: Blume, H.-D. und Lienau, C. (Hg): Chorea, Münstersche Griechenland-Studien 9, Griechenbilder – Griechenlandbilder, Münster 2011

Griechenland in deutschen Gedichten.

Friedrich Schiller, Wilhelm Müller, Erich Arendt

Ernst Ribbat, Münster

1. Griechisch-deutsche Lyrik

Die Präsenz griechischer Worte und Wirklichkeiten in deutschen Gedichten – das ist kein abseitiges Thema von wenigen Spezialisten der Literaturgeschichte. Vielmehr braucht fast jeder, der in Deutschland Gedichte, lyrische Texte lesen will, eine Grundausbildung in griechischer Landeskunde als Voraussetzung, er benötigt einige Kenntnisse in der altgriechischen Literatur und vor allem ein belastbares Wissen im Bereich der antiken Mythologie. Wer nicht als Schüler oder Student einen Einblick in den Kosmos der griechischen Tradition gewonnen hat, der wird weder die deutsche Poesie noch auch die englische oder französische Literatur der Neuzeit seit der Renaissance hinreichend verstehen können. Die große Fremdheit vieler junger Leser gegenüber der deutschen Poesie-Überlieferung zumal in Gestalt von Lyrik hat einiges damit zu tun, dass griechische Tradition aus der Allgemeinbildung verschwunden ist. Darum hat ein Vortrag wie der heutige nicht nur die Aufgabe, den Griechen und Griechenlandfreunden einen Gefallen zu tun durch Nachweis des starken Einflusses ihres Landes, er richtet sich ebenso an Germanisten, um Lücken in der deutschen Lyrikgeschichte zu schließen.

Viele Formen noch der zeitgenössischen Lyrik sind jenen Gattungen verpflichtet, die hellenischen Ursprung haben – vor allem die Oden, die Hymnen, die Elegien. Pindar und Sappho, die Chorlieder der Tragiker und die Verse der Anacreontik sind seit dem 18. Jahrhundert für jeden gegenwärtig, der Lyrik in deutscher Sprache schreibt. Und was für die Formen gilt, gilt noch mehr für die Themen und Motive vieler Gedichte. Die griechischen Götter und Helden und die breit ausdifferenzierte Mythensprache wurden geradezu unentbehrlich. Warum?

Im literarischen Diskurs seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts garantierte der Rückgriff auf griechische Kultur die poetische Eigenständigkeit, eine künstlerische Autonomie, welche sich sowohl von den christlichen Normen als auch von juristisch-politischer Sittlichkeit – diese beiden Autoritäten traten in lateinischer Sprache auf – emanzipiert hatte. Man kann zwar einwenden, dass die Anpassung ans Griechentum eher oberflächlich, weil in der Sprache begrenzt auf die Figuren- und Ortsnamen, geblieben und die Prägung der deutschen Schriftsprache durch das Lateinische auch nach dem Wechsel des antiken Paradigmas ungleich intensiver gewesen ist. Das ist richtig. Jedoch ist die Funktion der griechischen Namen, die der ständigen Kostümierung in hellenischen Gewändern, in ihrer Auswirkung kaum zu überschätzen; nämlich darin, einer freien und das heißt nachchristlichen und nichtdidaktischen deutschen Poesie die Zunge zu lösen. Ob es sich um die erotischen Gedichte des Barock und des Rokoko handelt, die zum ersten Mal eine Sprache der Sexualität erfinden, oder um Lyrik der Empfindsamkeit, in der die Emotionalität der Freundschaft und der Liebe Wege des Ausdrucks findet, oder auch um Darstellungen der mit allen Sinnen erfahrenen Natur – des Sonnenscheins und des Gewitters, der Flüsse und Wälder – ; in all diesen Bereichen der neueren deutschen Lyrik treten griechische Sprachelemente auf. Dies nicht, um zu verfremden, sondern um aus einer gültigen Tradition heraus die neue Mentalität des bürgerlichen Subjekts solidarisch zu begleiten, ja allererst zu ermöglichen. Jeder, der seine Anthologie – seine Blütenlese – deutscher Gedichte durchblättert, wird für sich konkretisieren können, was mit diesen Sätzen abstrakt formuliert wurde. Nur auf ein Beispiel sei besonders hingewiesen, auf Goethes berühmtes Gedicht *Prometheus*, das wohl in allen Lesebüchern der deutschen Schulen steht und mit den Zeilen beginnt: „*Bedecke deinen Himmel, Zeus, / Mit Wolkendunst! / Und übe, Knaben gleich, / Der Diesteln köpft, / An Eichen dich und Bergeshöhn!*“

Der Protest des sein Leben allein gestaltenden Menschen gegen die Anmaßung göttlicher Herrscher und das Projekt einer humanen Gesellschaft innerhalb der Kategorien von Zeit und Schicksal, von Chronos und Moira, sie sind von einem „Prometheus“ formuliert, welchen man aus der Götter- und Heroengeschichte kennt. Aber diese Rolle wird lebendig für einen Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts, ein modernes Subjekt. Weil solches Auftreten in der vorrevolutionären

Gesellschaft eine scharfe Provokation und Tabuverletzung bedeutete, hat Goethe den 1774 geschriebenen Text für sich behalten. Der nicht gewünschte Druck im Jahre 1780 führte dann auch zu heftigen Auseinandersetzungen, allerdings eher philosophischer als politischer Natur. („Spinozismus“). Umgekehrt muss festgehalten werden: Eine solche Manifestation eines nicht mehr religiösen, eines weltlichen Ichs, zumal als kreativer Künstler, wurde einem jungen Autor wie Goethe nur darum möglich, weil er gewissermaßen auf eine Typenlehre menschlicher Haltungen und Handlungen zurückgreifen konnte, welche in den altgriechischen Texten archiviert vorlag. Ein umfassendes Lexikon stand für alle denkbaren Ausdrucksbedürfnisse zur Verfügung, und die deutschen Klassiker in Weimar haben z. B. Hederich für ihre poetische Erneuerung des Deutschen lebhaft genutzt.

Ein anderes Thema jedoch stellt sich mit der Frage, ob und in welchem Maße Griechenland als natürlicher und historischer Raum und die Griechen als dessen Bewohner in deutschen Gedichten eine profilierte Rolle spielen. Gibt es substantielle Bedeutung – oder sind es allein die Namen und Figuren Homers und Herodots, die für spätere Aussage-Intentionen ausgeliehen werden. Mustert man in dieser Perspektive die Lyrikgeschichte der Deutschen, dann ist die Zahl der kreativen Autoren und der Texte, über die zu reden sich lohnen würde, nicht eben groß. Es gibt jedenfalls längst nicht so viel Material, wie man sich angesichts der neuhumanistischen Einfärbung des deutschen Bildungssystems im 19. Jahrhundert denken möchte.

Wenn im folgenden drei Fälle der poetischen Griechenland-Darstellung vorgeführt werden, dann sind diese nicht beliebig vermehrbar. Schiller, Müller und Arendt stehen zwar gewiss nicht allein, es gibt Gruppen von Schreibenden um sie herum, aber der Historiker hat doch, wenn er sich diesen dreien zuwendet, herausgehobene Stationen der lyrischen Rede über Griechenland im Blick. Einzig über Hölderlin und sein Werk, auch seine Wirkung im 20. Jahrhundert, wäre noch ergänzend zu reden, über seinen Versuch, eine radikale Wende vorzunehmen und aus der Moderne zu flüchten zur Sprachwelt der Götter. Diesen Weg zu gehen in der Form von Elegien und Hymnen, das war nicht die Absicht der im folgenden porträtierten Dichter, wengleich das Sprechen über die Griechen und über Griechenland ihnen kein beiläufiges Spiel war, sondern ebenfalls Dichtung mit existentieller Dimension.

2. Friedrich Schiller (1759 – 1805)

Das gegenwärtig gültige, in den kürzlich gefeierten Jubiläumsjahren noch einmal befestigte Schiller-Bild hat mit der Griechenland-Tradition eher wenig zu tun. Schiller ist uns heute wichtig als der Dramatiker von Macht und Ohnmacht, von Ehrgeiz und Gerechtigkeit, also geschichtlicher Konflikte. Weder die Jugenddramen noch die historischen Tragödien seit dem *Wallenstein* haben engere Berührung mit antiken Themen, und hinsichtlich der Form wäre fast nur das Experiment mit dem Chor in der *Braut von Messina* zu nennen. Ganz anders aber steht es mit der Lyrik. Symptomatisch ist schon, dass eine neue Ausgabe der Gedichte Schillers bei Reclam (Hg. Norbert Oellers) einen mehr als zwanzigseitigen Anhang benötigt: „Mythologische Namen und Begriffe.“ Schillers Gedichte, das heißt das wohl, sind von einer jüngeren Leserschaft heute nicht mehr zu verstehen, wenn nicht eine solche Hilfe beigegeben wird. Weil sie nämlich geradezu gespickt sind mit antiken Vokabeln und weil offenbar Schiller nicht zufällig, sondern mit programmatischer Entschlossenheit den poetischen Wert seiner Texte mit dem Zitieren von griechischen Phänomenen verknüpft hat. Der Schlüsseltext in dieser Hinsicht heißt: *Die Götter Griechenlands*. Er ist 1788 geschrieben und gedruckt worden.

Mit seltener Schärfe, provokativ für viele Zeitgenossen, wird hier für eine mehr als ästhetische Orientierung am antiken Mythos plädiert. In sechzehn achtzeiligen Strophen wird vehement beklagt, dass die schöne Natur und das heitere Leben aus der Welt gewichen sind, dass der christliche Monotheismus und die Verwissenschaftlichung des Bewusstseins zu einer Entzauberung geführt haben. War in der griechischen Antike dank der Vielfalt der Götter das soziale Leben in all seinen Aspekten mit Religion verbunden und war sogar die Grenze zum Tod durch mythologische Erzählungen überwindbar, so regiert in der Gegenwart die Nüchternheit der bloßen Faktizität, „*nur das entseelte Wort*, statt des Reichtums an Farben und Tönen. Schiller entwickelt in diesem Gedicht mit großer rhetorischer Kraft denselben Dualismus, welcher auch in seinen kunst- bzw. geschichtstheoretischen Schriften prägend gewesen ist: Natur – Entfremdung, Mythos – Wissenschaft, antik – modern, naiv – sentimentalisch. Indem er das von Winckelmann formulierte griechische Ideal weitgehend identifizierte mit dem Menschenbild Rousseaus, nämlich einer naturhaften Ganzheit vor Entfremdung und Gesellschaftsvertrag, kann Schiller

über Griechenland und die Griechen – aber natürlich immer nur die der Antike – als Kontrast zur eigenen Erfahrung begeistert sprechen: „*Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sindWie kommt es, dass wir, die in allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grad huldigen, mit Innigkeit an Ihr hängen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen.*“ („Über naive und sentimentalische Dichtung“ 1795)

Schillers Konzeption, dergemäß die griechische Welt als unüberholbarer Maßstab nicht allein der Kunst, sondern einer freien Humanität installiert wurde, hat in der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte weitreichende Konsequenzen gehabt, sei es in der Romantik, sei es bei Hegel und seinen Schülern und insbesondere in den durch Humboldt reformierten Gymnasien. Insofern dürfen *Die Götter Griechenlands* neben anderen Gedichten – wie *Nänie* – als epochemachende Lehrgedichte gelten.

3. Wilhelm Müller (1794 – 1827)

Der in Dessau geborene und auf einer Reise in Leipzig jung verstorbene Wilhelm Müller ist ein sehr produktiver und bald auch erfolgreicher Autor des frühen 19. Jahrhunderts gewesen. Als einer der ersten Studenten der neuen Universität Berlin wird er einerseits klassischer Philologe, gefördert von Friedrich August Wolf, andererseits aber Germanist und ein romantisierender Schriftsteller. Seine besondere Begabung, die selbst Heinrich Heine gerühmt hat, lag im schlichten, dem Volkslied nahe bleibenden Lied. Seine Gedichtsammlungen hießen: *Reiselieder*, *Ländliche Lieder*, auch *Tafellieder für Liedertafeln*. Berühmt bis heute wurden, weil sie von Franz Schubert komponiert wurden, die beiden Zyklen *Die schöne Müllerin* und *Die Winterreise*. Vor allem mit „Winterreise“ erreichte der Lyriker Müller höchsten

Kunstrang. Jedoch interessiert er in dem hier erörterten Zusammenhang aus anderen Gründen.

Schon 1817, am Ende seines Studiums, erhält Müller den Auftrag, einen reichen Baron bei einer Reise nach Griechenland und Kleinasien wissenschaftlich zu unterstützen. Bei einem Zwischenaufenthalt in Wien nimmt Müller Unterricht in Neugriechisch, wohl als einer der ersten deutschen Intellektuellen: nicht nur die Antike ist ihm wichtig, sondern das zeitgenössische Griechenland. Allerdings wird die Reisegesellschaft durch die Meldung von ansteckenden Krankheiten im Osmanischen Reich bewogen, nicht nach Osten, sondern nach Italien zu ziehen. Ein Jahr etwa verbringt Müller in Rom, schreibt dort Gedichte und Reisefeuilletons (*Rom, Römer und Römerinnen*) und kehrt nach Dessau zurück, um Lehrer und Bibliothekar zu werden. Vom Jahre 1821 an wird aus Müller der „Griechen-Müller“. Denn der von Alexander Ypsilanti im März 1821 begonnene Freiheitskampf findet schon im Oktober 1821 sein Echo auf dem deutschen Buchmarkt mit Wilhelm Müllers *Lieder der Griechen*. Im März 1822 folgt *Lieder der Griechen. Zweites Heft*, im Oktober 1822 *Neue Lieder der Griechen*, im März 1823 *Neue Lieder der Griechen. Zweites Heft*. 1824 kommen noch *Neueste Lieder der Griechen* und 1826 *Missolunghi* heraus, ein kleiner Zyklus, der besonders erfolgreich war und allein 500 Taler als Spende für den Griechenverein in Dresden erbrachte. Zusätzlich zu diesen eigenen Dichtungen publizierte Müller 1825 *Neugriechische Volkslieder*, in zwei Teilen, die er aus dem Französischen von C. Fauriel übersetzt und kommentiert hatte. Auch wird seine Biographie Lord Byrons, der ja 1824 in Missolunghi gestorben war, hinzuzurechnen sein, soll die Gesamtleistung Müllers im Interesse der griechischen Freiheitsbewegung beurteilt werden.

Liest man nun Müllers Texte, also die Strophen eines Autors ohne eigene Erfahrung des Landes, wenn auch mit gewissen Sprachkenntnissen und mit persönlichen Kontakten zu exilierten Griechen, dann fällt ein recht pauschales Engagement für die Sache des Freiheitskampfes auf, das sich in einer feurigen, zuweilen krassen Rhetorik ausdrückt. Es sind zweifellos Propagandatexte, die seriell geschrieben wurden. Wo Naturerscheinungen erwähnt sind, handelt es sich um mediterrane Phänomene, welche Müller aus Italien vertraut waren. Wichtiger war die Tonart, welche Müller noch aus der eigenen Teilnahme am antinapoleonischen Freiheitskampf kannte, und zwar

als die Tonart der Lieder von Theodor Körner (1791 – 1813, *Leier und Schwert* 1814) oder Max von Schenkendorf (1783 – 1817). Deren nationalistische Kampfgesinnung suggerierte eine Sprache für alle, eine poetische Gemeinschaft. Die Formen des Volksliedes boten sich an, des deutschen oder des nachgeahmten griechischen Volksliedes. Allerdings wird von Müller die Struktur des Liedes eher selten erfüllt – ein Beispiel wäre *Lied vor der Schlacht* - ; häufiger sind Bekenntnisse oder politische Reden, wird von einem begeisterten oder erregten Ich gesprochen. Drittens aber gibt es gereimte Ansprachen eines größeren Kollektivs, und dies nicht zufällig gerade im ersten Text der neuen Griechenpoesie: *Die Griechen an die Freunde ihres Altertums*. Der parteiübergreifende Schriftsteller der Gegenwart, der politische Autor, der an einer nationalen und liberalen Zukunft Griechenlands Anteil nimmt, bemüht sich darum, die Archäologen und Altphilologen, denen er selbst durch das Studium und den Lehrerberuf verbunden ist, zur Solidarität mit den neuen Griechen zu überreden. Das scheint ihm, wenn man die Äußerungen der Zeitgenossen mustert, vielfach auch gelungen zu sein. Dass allerdings durch die auf Wirkung zielende Vereinfachung der poetische Kunstwert fraglich wurde, hat niemand so scharf gesehen wie schon der alte Goethe: “*Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot! Lorbeern her! Blut! Blut! Sagt er, das ist noch keine Poesie.*“

Goethes Urteil passte auf den Stil der Freiheitskriege, es wird im späteren 19. Jahrhundert noch auf manches Gedicht der revolutionären Bewegungen passen. Doch werden sich die Verfahren einer ausdrücklich politischen Poesie bei Heine, Herwegh und Freiligrath, später bei den frühen Naturalisten und noch später im 20. Jahrhundert bei politischen Lyrikern der Arbeiterbewegung und des Exils vielfältig entwickeln. Sie werden an Intelligenz und Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn auch stets der Konflikt zwischen Parteilichkeit und künstlerischer Autonomie auszutragen war. Die Griechenlyrik Wilhelm Müllers nimmt in diesem ganzen Prozess keinen unbedeutenden Platz ein. Mit jahrelang durchgehaltener Beharrlichkeit bündelt diese Dichtung die aus einer diffusen Nachrichtenlage sich ergebende griechenfreundliche Stimmung des liberalen Bürgertums zu einer eindeutigen Parteinahme, und dabei wird der Konflikt mit den fortschrittsfeindlichen, restaurativen Mächten in Deutschland nicht gescheut. Dass die von ihm propagandistisch unterstützte Bewegung am Ende erfolgreich war, hat Wilhelm Müller nicht mehr erleben dürfen.

4. Erich Arendt (1903 – 1984)

Auch Müller, der für das 19. Jahrhundert so typische Lyriker, hat das reale Griechenland nicht gesehen, obgleich er sich anders als Schiller von der Norm der Antike abgewandt hatte und die Griechen seiner Gegenwart zur Sprache brachte. Erich Arendt hingegen, einer der großen Sprachmeister der deutschen Literatur in der späten Moderne, vergleichbar eher mit Paul Celan als mit Peter Huchel, hat Griechenland und seine Menschen in den 1960er Jahren sehr genau kennengelernt. In mehreren Lyrikbänden und auch in Prosa hat Arendt Griechenland eindrucksvolle Denkmäler gesetzt – vor der Zeit der Obristen und vor der Zeit des boomenden Tourismus. Allerdings ist Arendt recht unbekannt geblieben. Schon zu Lebzeiten war er eher eine Randerscheinung, wenn auch jemand, der viele deutsche Lyriker, die prominenter wurden, maßgeblich geprägt hat. Die Unbekanntheit hat ihre Gründe, und darum muss von Arendt erzählt werden, wenn man seinen Beitrag zur Gegenwart Griechenlands in deutscher Dichtung betonen möchte.

Aus einer Arbeiterfamilie stammend, legt Arendt nach der Mittelschule und verschiedenen abgebrochenen Berufsversuchen Lehramtsprüfungen ab und wird Pädagoge an einer Reformschule in Berlin-Neukölln. Er tritt früh in die KPD ein einerseits und beginnt andererseits mit der Publikation von Gedichten in der experimentell-expressionistischen Zeitschrift *Der Sturm*. In manchem an August Stramm anknüpfend, erprobt Erich Arendt schon bald einen Kubismus der Lyrik, der einzelne Worte und Wortgruppen aus der normalen Syntax herauszwingt und sie in rhythmisierten Zeilenfolgen auf neue Weise zu einem Bedeutungsgefüge integriert. Arendt schreibt als Zeitgenosse der mit Max Beckmann oder Paul Klee ihm begegnenden Moderne und verweigert sich darum, wengleich Kommunist, den Richtlinien einer proletarischen Gebrauchslyrik, zu der ihn Johannes R. Becher nötigen will. Mit dreißig Jahren noch ohne eine Buchpublikation, verlässt Arendt im März 1933 für siebzehn Jahre Deutschland. Der Exilant und seine Frau müssen immer wieder die Stationen ihres Aufenthaltes ändern: auf die Schweiz folgen Mallorca, dann Marokko, für mehrere Jahre Spanien als Bibliothekar und Kämpfer in einer Internationalen Brigade auf der Seite der Republikaner. Nach deren Niederlage überlebt Arendt in Frankreich. Er findet nach 1941 Zuflucht in Kolumbien, wo das Ehepaar schließlich mit der Herstellung

und dem Verkauf von Pralinen seine Existenz sichern kann. Seit 1950 lebt Arendt in der DDR, kann jetzt auch regelmäßig seine Gedichte publizieren und arbeitet als sehr anerkannter Übersetzer zeitgenössischer Lyrik aus dem Spanischen, sei es Pablo Nerudas oder Rafael Albertis. Neben Ferien in Frankreich und Spanien kam es in den frühen sechziger Jahren nun auch – zum ersten Mal – zu längeren Aufenthalten in Griechenland.

Im Auftrag des Leipziger Brockhaus-Verlages und anderer Verlage entstanden mehrere Photo- und Essay-Bände. Auf *Inseln des Mittelmeeres. Von Sizilien bis Mallorca* (1959) folgten: *Griechische Inselwelt*“ (1961), *Säule Kubus Gesicht. Bauen und Gestalten auf Mittelmeerinseln* (1966) und *Griechische Tempel* (1970). Etwa gleichzeitig wurden Lyrikbände publiziert: *Gesang der sieben Inseln* (1957), *Unter den Hufen des Windes* (Sammelband aus allen Schaffensperioden mit einer großen Gruppe griechischer Gedichte) (1966), *Ägäis* (1967), *Feuerhelm* (1973), *Memento und Bild* (1976), *Zeitsaum* (1978). Sowohl Prosa als auch Lyrik sind enthalten in einem großen, von Gerhard Wolf herausgegebenen und mit Radierungen von Paul Eliasberg ausgestatteten Sammelband: *Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis*. (Leipzig und München 1980).

Dieses Buch ist, so darf man wohl sagen, ein einmaliger Höhepunkt deutscher Griechenlanddichtung. Es hat nichts zu tun mit der kulturgeschichtlichen und philosophischen Beschwörung einer von den Göttern geprägten Antike, wie man sie bei Schiller liest, auch nichts mit der publizistischen Einmischung in aktuelle Konflikte, wie sie der Griechen-Müller vornimmt. Der Lyriker wie der Prosaist Arendt greift einerseits so weit zurück wie nur möglich, in die Erdgeschichte nämlich und die geologische Formation insbesondere der Inselwelt, um danach von den Kulturen im minoischen Kreta an bis zur klassischen Blütezeit einen souveränen Überblick zu geben. Und andererseits manifestiert sich griechisches Dasein so gegenwärtig konkret, wie es nur im Gedicht möglich ist, wenn dieses für eine existentielle Erschütterung eine angemessene Sprachform erprobt. Ziel des Schreibens in der Prosa wie im odischen oder hymnischen Vers ist Konzentration, ist Genauigkeit. Der durch viele Länder geirrte, in vielen Sprachen erfahrene Autor hütet sich vor bequemen Vermischungen. Er setzt sich mit aller Anstrengung der spezifischen Naturgestalt aus, den unverwechselbaren Mythen, den besonderen Lebensverhält-

nissen, zumal auf den Inseln. Hier entsteht kein attraktiv strahlendes, harmonisch festliches Hellas. Arendts Schreiben ist geprägt durch die Spuren des Leids – der Berliner Proletarier, der Verwundeten und Sterbenden in Spanien, der ausgebeuteten Indios, auch – denn seine Frau war rassistisch Verfolgte – der ausgelöschten Juden. Problemloses Ferienvergnügen hört sich anders an als diese Prosa und diese Gedichte. Gerade darum wäre zu hoffen, dass Erich Arendts literarischer Weg in die griechische Welt nicht vergessen wird.

5. Dialoge, aus aktuellem Anlass

Kulturkontakte, die ganz frei wären von Stereotypen, von vorgeprägten Rollenbildern, vom vermeintlichen Bescheidwissen, Kulturkontakte also in völliger Offenheit, ja mit einem weißen Papier als Bewusstsein, sie kann es nicht geben. Und eine solche ideale Interkulturalität zu erwarten oder gar erzwingen zu wollen, wäre intolerant, ja inhuman. Alle Dialogpartner tragen ihre jeweiligen Vergangenheiten mit sich und erwarten zwar neue, erweiternde Botschaften, nicht aber einen Anfang bei Null. Interkulturalität als Projekt der Politiker und Pädagogen kann in Wirklichkeit nur gelingen, wenn eine Bereitschaft zum Erzählen und zum Zuhören sich allmählich ausbilden darf. Dies auf beiden Seiten und unter dem Einfluss von Sprachzeugnissen aus früheren Begegnungen der Völker und ihrer Kulturen. In diesem Sinne könnte es möglich sein, dass die Namen und die Texte der drei Deutschen Schiller, Müller und Arendt, welche als Repräsentanten der letzten drei Jahrhunderte gelten dürfen, in ein gemeinsames interkulturelles Wissen eingebracht werden. In der deutschen Literaturgeschichte werden Griechenland und die Griechen neben Goethe und Hölderlin durch diese Namen vertreten. Zu hoffen ist, dass ihre einschlägigen Texte dann und wann noch gelesen werden – von deutschen Freunden der Poesie und ebenso von Menschen griechischer Herkunft und Sprache.

Zum Schluss seien hier zwei Gedichte von Erich Arendt wiedergegeben. Es sind die ersten beiden Gedichte aus der Sammlung *Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis*.

Steine von Chios

Graurollend:

Salz,
rundum, die unlösliche
Öde. – »Ich,
mein Leib fühlt es
starren, das
aufgerissene Auge
Meer.«

Und vor den Eisenrippen
der Mühlen ins
Schattenlose zieht
der einsame Fuß
die späte Schrift.
Blind.

- »Er kennt das Irren,
mein Stab, der
aus dem Stein
das Wort schlägt...
und dann
das innere Echo! Winter
Sommer der Hölle!«

Einmal, ausgeweidet
vom Ölbaum das Schaf
hängt. Lachen.

Weinduft. Ein Tanz.

- »Welt! meint
der Schritt.«

Im Mittag, flugzeug-
durchblinkt,
lauschen die Steine:
Vor Jahren, tausend,
einer ging hier,
vorüber, kannte den
Schmerz, einen Staub,
Wort, tief

im Wort....ging
 singend, der Stab sang, seine
 suchende Hand,
 in der andern, aufgelesen
 ein Stein, blank,
 in der Sprache
 des Himmels...Brot,
 sagte er –

steinglanzerweht
 sein Lächeln.

Kykladennacht

Urzeitgeboren,
 in dunkler Krümmung,
 Mondatem, leis
 der Gezeit,
 silberschwarz, gipfelnd
 im Nacktesten:
 Stein.

Nachther, unheilbar
 ein Glanz,
 Aderglanz, kalt.
 Schlaf
 auf den Lidern
 Medeas.

Und
 im windleeren Tor
 Stille, lippenlos. Weiß-
 aufblätternde Nacht, die
 kein Kommen kein Gehen
 kennt. Eulennacht
 mit der Höhlung
 im Blick.

 Hier
 an den Erdgrund
 sinken! nie

zu Ende Geträumter,
 Felsgott,
 lautleere
 Maske unter
 deinem abstrakten Himmel, wo
 fehllos
 die verzifferten Fleische
 blühn.

Vom Kynthos kommend,
 hatte ich
 abgestreift das Kleid:
 stieg
 wie das lotende
 Schweigen sich
 rings
 in Tote senkt,
 in die Flut.

Tönerne Rippe,
 am Fels hintreibend,
 offen
 die Brust
 dem Gestern dem Immer,
 zwischen den Brauen,
 genarbt,
 das Stirnenzeichen
 kykladischer Nacht.

Literaturhinweise:

Benjamin Hederich: Gründliches mythologisches Lexikon (1724), 3. Aufl. Leipzig 1770, Nachdr. Darmstadt 1996.

Friedrich Schiller: Gedichte. Hg. Nobert Oellers. Stuttgart 1999 (reclam 1710).

Wilhelm Müller: Werke. Tagebücher. Briefe. 4 Bde. Hg. Maria-Verena Leister. Berlin 1994.

Erich Arendt: Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis, hg. von Gerhard Wolf, Carl Hanser Verlag, München 1980.

Erich Arendt: Kritische Werkausgabe. Hg. Manfred Schlösser. 2 Bde. Berlin 2003.

Autoren

Blume, Prof. Dr Horst-Dieter, Institut für Klassische Philologie der Universität, Domplatz 20-22, 48143 Münster; priv. Metzgerstraße 14, 48151 Münster, E-Mail: blumehd@uni-muenster.de.

Emrich, Dr. Gerhard., Kalsbusch 4, 44803 Bochum, Tel. 0234-3849678

Katsanakis, Anastasios; M.A., Arbeitsstelle Griechenland an der Universität Münster, Schlaunstr. 2, 48143 Münster; priv.: Westbarthhauserstr. 67, 33775 Versmold, Tel. 05423-3272.

Kepezis, Prof. Dr., Ekaterini, Kunsthistorisches Institut der Universität zu Köln. E-Mail: ekaterini.kepezis@uni-koeln.de.

Lienau, Prof. Dr. Cay, Institut für Geographie der Universität Münster, Schlossplatz 4, 48149 Münster, priv.: Zumsandestraße 36, 48145 Münster, Tel. 0251-393507, E-Mail: lienau@uni-muenster.de.

Makris, Prof. Dr. Georgios, Seminar für Byzantinische und Neugriechische Philologie der Universität, Scharnhorstr. 110 (Platz der Weißen Rose), 48151 Münster, priv.: Kötterweg 23, 58453 Witten. E-Mail: Makris@uni-muenster.de

Ribbat, Prof. Dr. Dr.h.c. Ernst, Germanistisches Institut der Universität Domplatz 20-22, 48143 Münster, priv. Doornbeckerweg 19, 48161 Münster, Tel. 0251-866180.

Quack-Manoussakis, Dr. Regine, GR-Nafplion/Assini. E-Mail: quack-assini@hotmail.com. **Strohmeyer, Arn**: Akazienstraße 48, 28197 Bremen, Tel. 0421-4989210, Fax 0421-7928681.

Strohmeyer, Arn: Akazienstraße 48, 28197 Bremen, Tel. 0421-4989210, Fax 0421-7928681